

Schneller, besser, weiter? 525 Jahre Universität Tübingen

Topthema

Forum der Universität April 2002

Braucht die Universität ein Leitbild?

Von Hans-Werner Ludwig

Ein Leitbild zu haben, gehört heute zum Image eines Unternehmens, einer Stadt und nicht zuletzt einer Universität. Verständlich also der Wunsch, die Eberhard Karls Universität möge anderen da nicht nachstehen. Worauf aber kommt es bei der Entwicklung eines Leitbildes an?

[weiter](#)



Gezwungen, sich zu verändern

Interview mit Adolf Theis

Wie beurteilt er, der mehr als 20 Jahre die Universität Tübingen führte, ihren aktuellen Zustand? attempto! sprach mit dem ehemaligen Universitätspräsidenten Adolf Theis: Kritische Töne aus der Distanz und ein kämpferisches Plädoyer für eine leistungsstarke, konkurrenzfähige und weltoffene Universität.

[weiter](#)

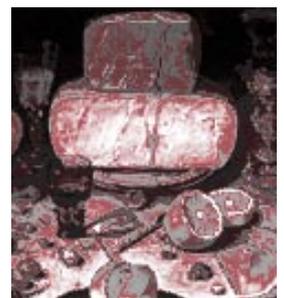


Das goldene Zeitalter ist vorbei

Von Eberhard Schaich

Expansion ohne Ende? Das war einmal. Der Streit um die Verteilung der knappen Ressourcen an den Universitäten ist zum Nullsummenspiel geworden. Dabei geht es nicht nur um Geld, sondern auch um Innovationsfähigkeit und Autonomie.

[weiter](#)



Topthema

Bildthema

Forschung

Studium und Lehre

Unikultur

Portrait

Unigeschichte

Neue Gesichter

Forum

Unibund

Impressum

Internationaler Vergleich als Motor der Reformen

Von Gregor Markl

Die deutsche Universität in 25 Jahren? Zunehmende Internationalisierung und extremer Sparzwang werden den Leistungsdruck erhöhen und die Konkurrenzsituation verschärfen. Die Forschung wird den Elfenbeinturm endgültig verlassen und sich einer kritischen Öffentlichkeit präsentieren müssen.

[weiter](#)



Nichtrauchender Wochenendfahrer vom Aussterben bedroht

Von Hermann Berner

Wie lebten Tübinger Studierende vor 25 Jahren, wie leben sie heute? Betrachten sie ihr Studium als Selbstzweck oder als Durchlauferhitze für eine erfolgreiche Karriere? Ein Datenvergleich aus den Sozialerhebungen des Deutschen Studentenwerks zeigt, dass sich einiges verändert hat im studentischen Leben außerhalb von Seminar und Vorlesung.

[weiter](#)



Vom Adorno-AK zur Karriereplanung

Von Katja Schade

Studieren 1977 und 2002: Im Gespräch mit zwei ehemaligen und zwei eingeschriebenen Studierenden der Tübinger Universität wollte die attempto!-Redaktion wissen, wie sich das studentische Lebensgefühl in den vergangenen 25 Jahren verändert hat.

[weiter](#)



Hinter den sieben Bergen, aber international?

Von Axel Markert

In mancher Hinsicht bleibt sie provinziell, aber was ihre internationalen Kontakte angeht, braucht sich die Tübinger Universität nicht verstecken. Die vergangenen 25 Jahre wurden vor allem zum Aufbau von Austauschprogrammen genutzt - ein Angebot, das deutsche und ausländische Studierende nur zu gerne annehmen.

[weiter](#)



Immer für eine Story gut?

Von Martin Doerry

Auch die Tübinger Universität hat lernen müssen, sich den Gesetzen der Medienwelt unterzuordnen. Da gilt: Wer sich gut verkauft, kommt gut raus. Das gelingt nicht immer. Ist die Universität nun ein Hort der Professionalität oder institutionell verkrustet? Je nach Bedarf greifen die Medien auf das eine oder andere Bild zurück. Maß aller Dinge ist dabei mehr und mehr das ökonomische Wertesystem der Gesellschaft, und doch ist die Universität mehr als ein Industriekonzern.

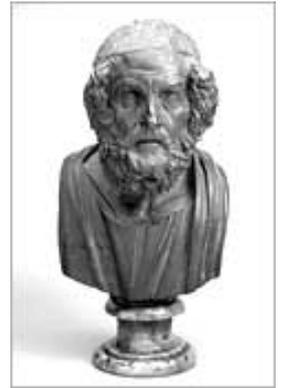


[weiter](#)

Im Clinch mit den Kollegen

Von Joachim Knappe

Spektakuläre Streitfälle zwischen Gelehrten sind auch an der Tübinger Universität selten. Aber wenn einer sich um die Lösung eines großen Rätsels bemüht, kann er zur Zielscheibe anders denkender Kollegen werden. So geschehen im Tübinger Troia-Streit, der die typischen Merkmale einer großen Wissenschaftskontroverse aufweist.



[weiter](#)

525 Jahre Universität Tübingen doch 425 Jahre ohne Frauen

Von Maja Heiner

Chancengleichheit der Geschlechter an der Universität Tübingen? Darum ist es auch zum 525. Geburtstag schlecht bestellt - vor allem im Bereich der Lehre. Der Anteil an Studentinnen steht in krassem Gegensatz zum Anteil an Professorinnen. Wie viele Jahre Gleichstellungspolitik braucht es noch, um dieses Missverhältnis zu korrigieren? Eine Bilanz zur Geschichte der Frauenförderung an der Universität Tübingen.



[weiter](#)

Dicker und schicker

Von Michael Seifert

Die Zeit geht auch am Druckbild von Vorlesungsverzeichnissen nicht spurlos vorüber. Ein Vergleich der Ausgaben von Sommersemester 2002 und 1977 zeigt, was sich an der Tübinger Universität bewegt hat.



[weiter](#)

Mäusefallmaschine und Mohlsches Mikroskop

Von Uta Müller-Koch

Historische Geräte, Versuchseinrichtungen, Original-Präparate und manche Kuriosität: Die Schätze, die mehr schlecht als recht in den Kellern der Tübinger naturwissenschaftlichen Institute lagern, dokumentieren ein Stück Kulturgeschichte. Sie wären es wert, in einem zentralen naturwissenschaftlichen Museum eine neue Heimat zu finden.



[weiter](#)

| Attempto12]

Unbekannte Schätze der Universität

Schon mit dieser kleinen Auswahl von Gegenständen und Geräten aus dem Fundus der Universität lässt sich naturwissenschaftliche Forschungsgeschichte schreiben. Einst modernste Geräte sind heute Antiquitäten.

[weiter](#)



| Attempto12]

Topthema

Bildthema

Forschung

Studium und Lehre

Unikultur

Portrait

Unigeschichte

Neue Gesichter

Forum

Unibund

Impressum

Echoortung unter Wasser

Tübinger Biologin erforscht das Jagdverhalten der Schweinswale

Fledermäuse können sich mit Hilfe der Echoortung orientieren: Sie geben für Menschen nicht hörbare Ultraschalllaute von sich und nutzen die Information aus den Echos, die von der Umgebung reflektiert werden. Eine ganz andere, im Wasser lebende Gruppe von Säugetieren kann das auch: die Zahnwale.



[weiter](#)

Genossinnen und Genossen sterben aus

Forschungsprojekt zu Anrede und Höflichkeit in den slawischen Sprachen

Im Deutschen besteht die freie Anrede für Personen, die man siezt, üblicherweise aus Herr/Frau oder Titel plus Nachname. Für das Russische ist dagegen die Kombination aus Vor- und Vatersname typisch: Würde Michail Sergejewitsch im Russischen mit Herr Gorbatschow angesprochen, so wäre dies unhöflich oder gar beleidigend.



[weiter](#)

Zu viel Biss macht krank

Tübinger Zahnmedizin erforscht Therapien für Menschen mit überlasteter Kaumuskulatur

Es gibt viele Arten, sich (durchzubeißen). Und jede hinterlässt ihren ganz individuellen Abdruck auf den Kauflächen unserer Zähne. Durch regelmäßiges Pressen oder Knirschen beispielsweise, werden die charakteristischen Höcker an den Backenzähnen immer weiter abgeschliffen.



[weiter](#)

Topthema

Bildthema

Forschung

Studium und Lehre

Unikultur

Portrait

Unigeschichte

Neue Gesichter

Forum

Unibund

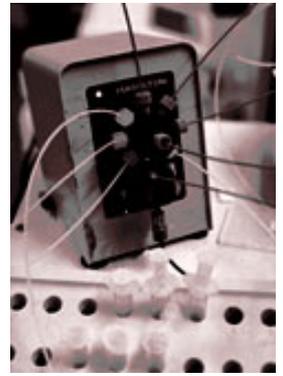
Impressum

Biosensoren messen im Trüben

Wie die biotechnologische Produktion von Medikamenten besser überwacht werden kann

Unscheinbare Mikroorganismen, manche Bakterien und Pilze, bilden natürlicherweise zahlreiche komplizierte Substanzen, die als Wirkstoffe in Medikamenten genutzt werden. Allerdings entstehen meistens nur winzige Mengen der gewünschten Stoffe.

[weiter](#)



| Attempto12]

Der Patient darf niemals sterben

Den Ernstfall trainieren: Anästhesiologen arbeiten mit Simulator

Er kann atmen, sprechen, husten. Manchmal bewegt er den Arm. Sein linkes Bein kann anschwellen und wenn es ihm richtig schlecht geht, atmet er so schwer, dass einem angst und bang wird.

[weiter](#)



Neue Berufsfelder für Geisteswissenschaftler

Tübinger Computerlinguisten bieten Bachelor/Master-Studiengang an

"It really isn't hard to do" "Zu tun wirklich ist nicht hart", macht das automatische Übersetzungsprogramm SYSTRAN auf den WWW-Seiten von Alta Vista aus diesem englischen Satz.

[weiter](#)



Helfen, wenn es zwischen Gruppen kracht

Weiterbildendes Studium Konfliktmanagement neu im Lehrangebot der Uni

Wenn die Türen knallen, das Geschirr erst Mal zerschlagen ist oder gar die ersten Bomben fliegen, ist es meist zu spät.

[weiter](#)



Feedback der Studierenden

Universitäre Rituale (2): Der Landeslehrpreis

Zu einem festen Bestandteil des Akademischen Jahres an der Universität ist der seit 1993 jährlich vergebene Landeslehrpreis geworden .

[weiter](#)

Topthema

Bildthema

Forschung

Studium und Lehre

Unikultur

Portrait

Unigeschichte

Neue Gesichter

Forum

Unibund

Impressum

Festkonzert im Zeichen des Psalters

Das Jubiläumsprogramm des Collegium Musicum: modern und international

Die Feierlichkeiten zum 525-jährigen Gründungsjubiläum der Eberhard Karls Universität bieten zahlreiche musikalische Leckerbissen. Bereits seit längerem plant Universitätsmusikdirektor (UMD) Tobias Hiller für das Sommersemester 2002 eine Jubiläums-CD sowie mehrere Konzerte.

[weiter](#)



Auf der Suche nach der schönsten Perspektive

Manfred Grohe berichtet über die Entstehung des Jubiläumsbildbandes

Ausgerüstet mit Leica, Rolleiflex und Hasselblad ist er ein Jahr lang gemeinsam mit dem Städtischen Kulturamtsleiter Wilfried Setzler oder Michael Seifert von der Pressestelle losmarschiert, die 525 Jahre alte Geschichte der Universität in Farbe überwiegend auf "Mittelformat 6x6" zu bannen.

[weiter](#)



Tutanchamun im Schloß Hohentübingen

Das Grab des ägyptischen Pharaos Tutanchamun, 1922 von dem englischen Archäologen Howard Carter entdeckt, löste immer wieder Wellen der "Tut-Manie" aus.

[weiter](#)



"... und Tübingen berühmt gemacht"

Neu in der Tübinger Münzsammlung: Herzog Sylvius Friedrichs Medaille auf das 200-jährige Jubiläum der Tübinger Universität von 1677

Gerade passend zur 525-Jahrfeier der Tübinger Universität konnte die vom Institut für Klassische Archäologie betreute und mit ihren besten Stücken im Museum Schloss Hohentübingen ausgestellte Münzsammlung um eine äußerst seltene Silbermedaille ergänzt werden.

[weiter](#)



- Topthema
- Bildthema
- Forschung
- Studium und Lehre
- Unikultur**
- Portrait
- Unigeschichte
- Neue Gesichter
- Forum
- Unibund
- Impressum

Vom Tante-Emma-Prinzip zur Selbstbedienung

Mit dem eben bezogenen Neubau an der Ammer kann die Tübinger Universitätsbibliothek ihren Service deutlich verbessern. Jede Menge Freihandregale und längere Öffnungszeiten am Ausleihe-Schalter sparen wertvolle Studienzeit.

[weiter](#)



Topthema

Bildthema

Forschung

Studium und Lehre

Unikultur

Portrait

Unigeschichte

Neue Gesichter

Forum

Unibund

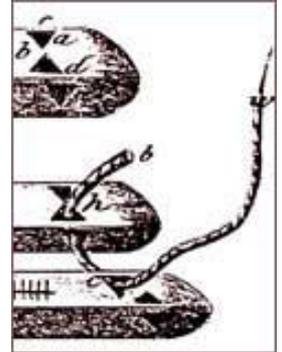
Impressum

Neckarflößerei und Universitätsgründung

Von Tilmann Marstaller

Warum wählte Graf Eberhard im Barte 1477 gerade Tübingen als Standort für die neue Universität? Tübingen war der einzig mögliche Ort für das geplante Großbauprojekt Universität. Den Beweis für diese Behauptung liefern die Fachwerkkonstruktionen der ersten Universitätsgebäude - und die Tatsache, dass die Universitätsstadt am Neckar liegt.

[weiter](#)



Topthema

Bildthema

Forschung

Studium und Lehre

Unikultur

Portrait

Unigeschichte

Neue Gesichter

Forum

Unibund

Impressum

| Attempto12]

Peter Ruth

Auf die C 4-Professur für Pharmakologie und Toxikologie wurde Peter Ruth an die Fakultät für Chemie und Pharmazie berufen.

[weiter](#)



Hans-Joachim Eckstein

Zum Wintersemester wurde Hans-Joachim Eckstein auf die C 4-Professur für Neues Testament II an die Evangelisch-Theologische Fakultät berufen.

[weiter](#)



Martin Weitz

Auf die C3-Professur für Experimentalphysik wurde Martin Weitz als Nachfolger von Prof. Günther Mack berufen.

[weiter](#)



Topthema

Bildthema

Forschung

Studium und Lehre

Unikultur

Portrait

Unigeschichte

Neue Gesichter

Forum

Unibund

Impressum

Claudia Oecking

Mit Claudia Oecking wurde die C3-Professur für Molekularbiologie der Pflanzen am interfakultären Zentrum für Molekularbiologie der Pflanzen (ZMBP) besetzt.

[weiter](#)



Sergiusz Michalski

Sergiusz Michalski wurde zum 1. Dezember 2001 als Nachfolger von Prof. Elisabeth Kieven auf die C3-Professur für Kunstgeschichte an das Kunsthistorische Institut berufen.

[weiter](#)



Dieter Kölle

Auf die C3-Professur für Experimentalphysik II wurde Dieter Kölle berufen.

[weiter](#)



Michael Heidelberger

Michael Heidelberger wurde als Nachfolger von Prof. Walter Hoering auf die C 4-Professur für Logik und Wissenschaftstheorie ans Philosophische Seminar berufen.

[weiter](#)



Eitelkeiten und Beschimpfungen

Zum Artikel von Joachim Dyck in attempto! 11/2001 "Immer noch ein Traumberuf" erreichten uns zwei Leserbriefe.

**Prof. Dr. Dieter Langewiesche,
Historisches Seminar**

[weiter](#)

**Prof. Dr. Hans Reinhard Seeliger,
Katholisch-Theologische Fakultät**

[weiter](#)

| Attempto12]



Topthema



Bildthema



Forschung



Studium und Lehre



Unikultur



Portrait



Unigeschichte



Neue Gesichter



Forum



Unibund



Impressum

Neu im Unibund

[weiter](#)

Universitätsbund aktiv in der Weiterbildung

Mehr als 100 Kurse und Seminare speziell für Berufstätige in Kompaktform

[weiter](#)

| Attempto12]

Topthema

Bildthema

Forschung

Studium und Lehre

Unikultur

Portrait

Unigeschichte

Neue Gesichter

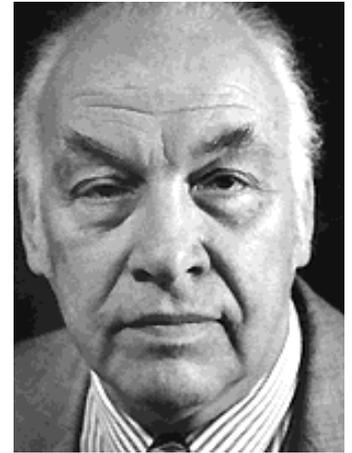
Forum

Unibund

Impressum

Tophthema

Braucht die Universität ein Leitbild?



Hans-Werner Ludwig, Professor für Englische Philologie (Literaturwissenschaft), war von 1995 bis 1999 Rektor der Eberhard Karls Universität Tübingen.

Ein Leitbild zu haben, gehört heute zum Image eines Unternehmens, einer Stadt und nicht zuletzt einer Universität. Verständlich also der Wunsch, die Eberhard Karls Universität möge anderen da nicht nachstehen. Worauf aber kommt es bei der Entwicklung eines Leitbildes an?



Das Fehlen eines Leitbildes wurde anlässlich der Stellenstreichungen des vergangenen Jahres von einem Gremienmitglied als Defizit markiert, ohne dies in erster Linie der Universitätsleitung anzulasten. Christoph Klein-Brabender auf der Uniwelle am 16. September 2001: »Die Leitbilddiskussion, die dann zu den Kernfragen einer klassisch strukturierten Universität wie Tübingen führen könnte, die hat bislang nicht stattgefunden. [...] Die Leitbilddiskussion hätte eigentlich erwachsen müssen aus einer Diskussion, die aus den Fächern heraus initiiert wird.«

Für Teilbereiche gibt es allerdings veröffentlichte Leitbilder. Die Sinologie hat das Leitbild des European Centre for Chinese Studies at Peking University vorgestellt. Auch die Uniwelle Tübingen verwendet ein Leitbild. Jürgen Plieninger hat in den Tübinger Bibliotheksinformationen (22. 2000, H.1) eine Leitbild-Checkliste für Bibliotheken aufgestellt. Der Struktur- und Entwicklungsplan 2001 enthält ebenfalls einen Abschnitt »Selbstverständnis und Leitbild der Eberhard Karls Universität«; er nimmt Ansätze des früheren Strukturplans und Anstöße des letzten Präsidiums, noch einmal formuliert im Rechenschaftsbericht 1998/99, auf.

Im übrigen finden sich bereits in den Gründungsurkunden der Eberhard



Karls Universität, Graf Eberhards Intimacio fundacionis Vniversitatis Tuwingensis vom 3. Juli 1477 und dem Freiheitsbrief vom 9. Oktober 1477, Grundaussagen und Zielsetzungen, an die ein heutiges Leitbild anknüpfen könnte: Wissenschaft als Weg der Geistesbildung und der Gotteserkenntnis und der Überwindung von menschlicher Blindheit und Unvernunft.

Die Universität segelt unter einer neuen Fahne. Die inneruniversitäre Verständigung über ein Leitbild steht noch aus.

So machen es die anderen

Nun soll man nicht alles nachmachen, was andere tun, und es steht der Eberhard Karls Universität wohl an, auch hier ihren eigenen Weg zu gehen. Dies umso mehr, als schon ein flüchtiger Blick auf veröffentlichte Leitbilder ein so buntes Spektrum erkennen lässt, dass zunächst zu klären ist, was ein Leitbild ist und wozu es dient.

Viele Leitbilder sind letztlich nichts weiter als verkappte Reklametexte. An der Grenze zwischen PR-Arbeit und interner Kommunikation steht das Leitbild der Firma Siemens, das in der Einleitung auch Elemente einer Definition enthält:

»Guten Tag

Es freut uns ganz besonders, dass Sie sich für das Leitbild von Siemens interessieren.

Das Leitbild, das wir uns gegeben haben, prägt unser Denken und Handeln. Es ist für uns alle verbindlich. Wir richten unsere Organisation und alle Systeme insbesondere das Führungssystem danach aus. Das Unternehmensleitbild ist Ausdruck unserer gemeinsamen Werte.« (<http://w4.siemens.de/dee/career/leitbild.htm>)

Dieses Leitbild hat den Charakter einer Selbstverpflichtung und fasst gemeinsam getroffene Wertentscheidungen zusammen. Es fällt aber auch das Stichwort, das die betriebswirtschaftliche Literatur zum Leitbild beherrscht: Leitbild als Führungsinstrument.

Was ist ein Leitbild?

»Ein Leitbild ist die gedankliche Bündelung unternehmensspezifischer Handlungs- und Entscheidungsprinzipien. Das Leitbild setzt den Rahmen für die Zusammenarbeit untereinander und gegenüber den Kunden oder bei einem Verband gegenüber den Mitgliedern. Es ist ein Dauerauftrag für alle Mitarbeiter. Der Nutzen des Leitbildes liegt darin, dass es die Wertvorstellungen und Entscheidungsgrundlagen des Unternehmens oder Verbandes auf einen Nenner bringt, die Gemeinsamkeiten konkretisieren hilft, den Kurs für die Zukunft konzeptionell festlegt, ohne zu schematisieren, die wechselseitigen Abhängigkeiten zwischen Mitarbeitern, Funktions- und Abteilungsbereichen verdeutlicht, verbands- oder geschäftspolitische Ziele nach innen und außen deutlich und verständlich macht und die Verantwortung des Unternehmens gegenüber den Kunden und der Gesellschaft herausstellt« (Hans-Michael Heitmüller. Führungskultur ganzheitlich entwickeln. Stuttgart, 1995). Das Leitbild enthält also Aussagen zum Selbstverständnis, zu den strategischen Zielen und den Handlungsgrundsätzen des Unternehmens.

Der Chef eines Medienunternehmens hat sich vor einiger Zeit Kritik eingehandelt, als er verkündete, er werde demnächst der Belegschaft und den Gremien das Leitbild des Unternehmens vorlegen. Der Widerspruch richtete sich, wie zu erwarten war, dagegen, dass das Leitbild »von oben« top down verordnet, statt »von unten« bottom up entwickelt werden sollte.

Mehr als ein Reklamespruch

Leitbilder von Universitäten unterscheiden sich nach Funktion und Aufbau prinzipiell kaum von denen von Unternehmen. Die Universität Bielefeld fasst die Funktion des Leitbildes so: »Ein Leitbild muss auf wenigen prägnanten und plausiblen Ideen aufbauen. Diese müssen verknüpfbar sein mit differenzierteren Vorstellungen, die für einzelne Einrichtungen und Schwerpunktprogramme verbindlich sind. Ein Leitbild ist ein Bild mit vielen Komponenten, die in einer Zentralperspektive arrangiert sind. Als Leitvorstellung muss das Leitbild die ideative Kraft haben, den Wandel der Organisation anzuleiten. Es muss bestimmte Optionen gegenüber anderen als für die Organisation wünschenswertere und wertvollere kennzeichnen. Es muss in der Außenwahrnehmung eine spezifische Kultur der Organisation sichtbar machen. ... Ein Leitbild muss auch die Geschichte der Organisation prägen und reflektieren. Mit anderen Worten: Ein Leitbild muss mehr sein als ein Reklamespruch (»Wir machen den Weg frei«) und weniger als ein zentraler Aktionsplan mit Verhaltensvorschriften...« (www.uni-bielefeld.de/homedir/leitbild/profil.htm).

So konkret wie möglich

An den meisten universitären Leitbildern fällt die Allgemeinheit der Formulierungen auf. Das Leitbild der RWTH Aachen, das bereits

am 19. Dezember 1996 verabschiedet wurde und vielerorts als Modell gilt, könnte praktisch ohne Abstriche von jeder Universität übernommen werden. Es macht Aussagen zu Forschung und Lehre, zum Drittmittelaufkommen, zum Wissenstransfer, zur Weiterbildung, zur Nachwuchspflege, zum Ort von Wissenschaft in der Gesellschaft oder zur Internationalisierung und rückt dabei Leistung und Wettbewerb, Interdisziplinarität und Innovation ebenso wie gesellschaftliche Verantwortung ins Zentrum. Wer so allgemein formuliert, sichert zwar die Akzeptanz, beschreibt jedoch nur unzulänglich die Spezifika genau dieser Universität.

Eine Synopse der veröffentlichten Leitbilder einer größeren Zahl von Universitäten lässt erkennen, welche Elemente im Mittelpunkt stehen. Es sind dies Grundwerte und -prinzipien, Forschung, Lehre und Weiterbildung, Fächerkultur (Integration von Natur-, Geistes- und Sozialwissenschaften, Medizin), Nachwuchsförderung, Frauen an der Universität, Selbstverwaltung, Internationalisierung sowie die Universität in ihrem regionalen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Umfeld.

Und wir?

Wenn sich die Eberhard Karls Universität mit Erfolg auf den Prozess der Leitbild-Entwicklung einlassen will, so müssen eine Reihe von Bedingungen vorher geklärt werden. Unter den möglichen Funktionen eines Leitbildes werbende Darstellung nach außen, Instrument der Selbstverständigung nach innen darf die erste nicht im Zentrum stehen. Das Leitbild der Universität richtet sich nicht primär an die Öffentlichkeit, sondern soll die Ergebnisse eines internen Verständigungsprozesses widerspiegeln. In einer Universität muss zudem das in der einschlägigen Literatur zur Unternehmensführung verwendete Konzept des Führungsinstrumentes mit den Prinzipien der Partizipation an der akademischen Selbstverwaltung in Einklang gebracht werden.

An diesem Verständigungsprozess müssen alle Gruppen der Universität beteiligt sein; nur so können die Ergebnisse auch von allen getragen werden, nur so trägt die Leitbilddiskussion zur vielbeschworenen corporate identity bei. Wie aufwendig ein solches Verfahren ist, kann man zum Beispiel anhand der gut dokumentierten Abläufe an der Johannes Gutenberg-Universität Mainz erkennen.

Das Leitbild darf nicht einfach die klassischen Aufgaben einer Universität formulieren, es muss vielmehr das unverwechselbare Profil, das Selbstverständnis und die Ziele unserer Universität ausdrücken, durch die sie sich von anderen Universitäten unterscheidet. Es sollte so konkret wie möglich sein. Sehr allgemein formulierte Grundsätze mögen zwar die allseitige Zustimmung sichern, sie stehen jedoch in der Gefahr, unverbindlich zu sein, so dass sie nicht zur Richtschnur konkreten Handelns werden können. Das Leitbild muss in ruhigen Zeiten entwickelt werden, damit es auf stürmischer See als Kompass dienen kann.

Die Arbeit am Leitbild ist niemals abgeschlossen: Ein einmal erreichter Konsens steht in der Gefahr zu veralten, wenn er nicht immer wieder erneuert wird. Die Selbstverständigung der Universität auf ihre Ziele kann nur als offener Prozess gestaltet werden, dessen Ergebnisse in periodischen Abständen fortgeschrieben werden.

Fazit: Die Eberhard Karls Universität braucht nicht um jeden Preis und schon gar nicht aus modischen Überlegungen heraus ein Leitbild. Vielmehr kommt es auf den Prozess der Selbstverständigung innerhalb der Korporation an, der im Tagesgeschäft und unter den von außen auferlegten Zwängen häufig auf der Strecke bleibt. Gelingt dieser, dann wird auch der Text des Leitbildes nicht umstritten sein.

Topthema

Gezwungen, sich zu verändern

Wie beurteilt er, der mehr als 20 Jahre die Universität Tübingen führte, ihren aktuellen Zustand? **attempto!** sprach mit dem ehemaligen Universitätspräsidenten Adolf Theis: Kritische Töne aus der Distanz und ein kämpferisches Plädoyer für eine leistungsstarke, konkurrenzfähige und weltoffene Universität.



Adolf Theis war von 1972 bis 1995 Präsident der Eberhard Karls Universität Tübingen. Heute ist er Geschäftsführereiner Beratungs- und Planungsgesellschaft für Kliniken, Senioren- und Kureinrichtungen.

attempto!: Herr Theis, wie blicken Sie heute nach sieben Jahren Abwesenheit von außen auf die Universität Tübingen? Ist das noch die Universität, die Sie kennen?

Theis: Ich will nicht hoffen, dass es noch die Universität ist, die ich kenne. Denn sie ist ja gezwungen, sich zu verändern. Durch die starke Einflussnahme des Staates steht die heutige Universitätsleitung vor ganz anderen Problemen, als es zu meiner Zeit der Fall war. Eine Hochschulleitung hat nur begrenzte Möglichkeiten einer gravierenden Änderung. Im Großen und Ganzen ist Tübingen doch die württembergische Landesuniversität geblieben - eine sehr schwäbische (schwäbisch nicht für engstirnig!) Einrichtung in einer kleinen Stadt. Entweder Tübingen ist weltoffen und bemüht sich, Wissenschaftler aus der Welt anzuziehen, öffnet sich auch dem Wettbewerb, dann ist die Universität eine glänzende Einrichtung, oder sie zieht sich hinter die Stadtmauern zurück und ist sich selbst genug. Beide Phasen prägen ihre Geschichte. In meiner Zeit haben wir die Universität geöffnet.

attempto!: In Ihrer öffentlichen Abschiedsrede haben Sie den nicht angemessenen Umgang des Staates mit den Universitäten beklagt. Halten Sie diese Kritik auch heute noch aufrecht?

Theis: Je ärmer die Politik an Ideen wird, desto stärker administriert sie. Der Ideenreichtum in der Politik hat in den letzten Jahren drastisch abgenommen - das bedeutet, dass sie sich in Administration verliert. Nicht nur in Baden-Württemberg ist die bildungspolitische Mission ins Kleinbürgerliche abgesunken. Deshalb wird sicher in Kürze selbst die Benutzung der Kreide im Hörsaal auf dem Verordnungswege geregelt.

attempto!: Zurück zur Institution selbst: Wie muss die Leitung einer Universität beschaffen sein?

Theis: Universitäten als zentrale Ausbildungsstätten, aber auch als Pole der geistigen Auseinandersetzung brauchen eine starke Leitung. Die Universität ist nicht mehr, wie noch in den Gründungszeiten, eine Republik der Professoren. Das Management einer solchen Einrichtung bedarf reicher Erfahrung und einer starken Persönlichkeit, die auch den Mut hat, sich der Diskussion zu stellen. Diese Person muss sich völlig mit der Einrichtung identifizieren und ein hohes Arbeitspensum leisten. Das kann man nicht nebenher machen. Ich halte deshalb die Rektoratsverfassung für antiquiert. Die Fähigkeit zur Leitung einer Universität entsteht nur aus der Erfahrung in der Leitung anderer Institutionen und verlangt profunde Kenntnisse in der Einschätzung der Umwelt, wie die großen Präsidentenpersönlichkeiten US-amerikanischer Universitäten zeigen. Aber sie müssen über längere Amtszeiten verfügen und mehr sein als ein Primus inter Pares wie in der historischen Rektoratsverfassung.

attempto!: Was halten Sie von der Einbeziehung externen Sachverständs wie es das Universitätsgesetz nun mit dem Universitätsrat als (Quasi-Aufsichtsrat vorsieht?

Theis: Ich halte die Konstruktion für grundfalsch. Bestenfalls schafft sich die Universität dadurch neue Außenkontakte. Das Modell des Aufsichtsrats, das Ausgangspunkt der Universitätsräte war, funktioniert ja schon in der Wirtschaft nicht. Hochschulräte sind lieb gemeint, bleiben aber ohne nachhaltige Wirkung, weil sie keine echten Kompetenzen haben und vor allem die Allmacht des Staates nicht begrenzen. Der Universitätsrat ist ja von Anfang an als Beratungsgremium gedacht und damit ein halbherziger Entwurf. Funktionieren könnte nur ein Gremium wie das der Boards of Trustees an den amerikanischen Universitäten der Ostküste. Diese sind dort die eigentliche Universität, und sämtliche Professoren wie auch der Präsident sind deren Angestellte.

attempto!: Die Staatsfinanzierung der Universitäten stößt zunehmend an Grenzen, es kommt inzwischen zum Stellenabbau. Sehen Sie alternative Finanzierungsformen?

Theis: Dieses Problem besteht heute in allen Bereichen, in denen der Staat Dienstleistungen anbietet. Als soziales Land tendieren wir dazu, alle Leistungen gebührenfrei anzubieten. Es wäre bei fehlenden Steuereinnahmen denkbar, die Universitäten nur mit einer Basisausstattung zu versehen und alles weitere über sozial ausgewogene Studiengebühren rein zu holen. Damit würden die Universitäten und auch die Professoren in die Pflicht genommen. Der zahlende Student könnte Leistung einfordern. Wenn dies nicht in absehbarer Zeit geschieht, werden immer mehr Privathochschulen gegründet, und irgendwann einmal werden 30 bis 40 Prozent aller Studierenden an Privathochschulen sein. Wenn man für die Ausbildung nichts bezahlen muss, ist sie auch nichts wert. Wir sind wieder auf dem Weg zur Klassengesellschaft, weil wir, wie so häufig in der Geschichte, im Sozialstaat nicht Maß halten konnten und den Leistungsgedanken unterschätzt haben.

attempto!: Ist die Ausbildung an der Universität denn so schlecht?

Theis: Weite Bereiche der staatlichen Universitäten gehen in der Ausbildung an den tatsächlichen Anforderungen der beruflichen Praxis vorbei. Das hat seine Gründe in der fehlenden Praxiserfahrung vieler Hochschullehrer. Das sage ich Ihnen als Arbeitgeber: Ich habe einen entscheidenden Fehler in meinem Berufsleben gemacht, als ich die Fachhochschulen bekämpft habe. Dabei ist die Ausbildung dort viel praxisnaher als an den Universitäten. An den Fachhochschulen werden die Studierenden lebensnah ausgebildet, und durch die kleinere Zahl von Studierenden werden (Erosionsprobleme vermieden. Die Hochschullehrer müssen dort Praktiker sein. An der Universität bekommt der Studierende eine Ausbildung, mit der er erst nach drei bis vier Jahren im Berufsleben durch zusätzliche praktische Ausbildungsmaßnahmen voll einsatzfähig wird. Dem Fachschulabsolventen bracht man nicht erst zu erklären, was konsequente Arbeit ist.

attempto!: Sie sind jetzt im weitesten Sinne in der Medizinbranche tätig. Wie beurteilen Sie aus heutiger Sicht die von Ihnen schon als Präsident bekämpfte Trennung von Klinikum und Universität?

Theis: Für die Universität hat das Klinikum eine immens politische, eine wissenschaftliche und eine Dienstleistungsfunktion. Es dient dazu, allen Bevölkerungsschichten zu erklären, was eine Universität, die dort betriebene Forschung und Lehre, für die Allgemeinheit bedeutet. Durch die Herauslösung des Klinikums hat der Krankenhausbetrieb eine gewisse Eigendynamik gewonnen und gehorcht jetzt den Gesetzen der allgemeinen Krankenversorgung zu Lasten der wissenschaftlichen Tätigkeit. Wir können keine Erfolgskontrolle mehr durchführen, da der operierte Patient ja nach wenigen Tagen entlassen wird. Schließlich ist der Massenbetrieb, zu dem das Universitätsklinikum geworden ist, a priori wissenschaftsfeindlich. Schon im Briefkopf spiegelt sich die Beliebigkeit dieses Klinikums wider, das eigentlich ein Kreiskrankenhaus geworden ist. Man hätte die Universitätsklinik verkleinern müssen, statt sie (Großkrankenhaus spielen zu lassen. Sie hätten Einrichtungen für Forschung und Lehre und erst in zweiter Linie der Krankenversorgung werden müssen.

attempto!: Womit begründen Sie Ihre Kritik an den neuen Logos des Klinikums und der Universität?

Theis: Mit den alten Siegeln und Wappen bekannte man sich zur eigenen Tradition einer wissenschaftlichen Körperschaft, die über die Jahrhunderte autonom war. Wer sich davon entfernt, verliert sich selbst. Die Universität hat sich selbst immer in ihren Wappen dargestellt, nicht mit der Palme. Siegel und Wappen erzeugen emotionale Bindung, die modernen Logos sind ein Zeichen von Überheblichkeit. Universitäten gewannen ihren Einfluss immer aus vielen Verzichten ihrer Mitglieder zugunsten der Forschung und der Lehre. Deshalb hatten sie auch für ihre Professoren große Spielräume in ihrer Hinwendung zur Forschung und Lehre. Diese Freiräume, die eine Unterordnung unter die Idee der Universität voraussetzen, hat die Gesellschaft auch immer als Belohnung verstanden. Wenn eine Universität leben will, braucht sie den persönlichen Einsatz ihrer Mitglieder weit über das normale, bezahlbare Maß hinaus, und das geht nur über Identifikation. Das Gespräch führten Gabriele Förder und Michael Seifert.

Topthema

Das goldene Zeitalter ist vorbei



Eberhard Schaich, Professor für Statistik, Ökonometrie und Unternehmensforschung, ist seit 1999 Rektor der Eberhard Karls Universität Tübingen.

Expansion ohne Ende? Das war einmal. Der Streit um die Verteilung der knappen Ressourcen an den Universitäten ist zum Nullsummenspiel geworden. Dabei geht es nicht nur um Geld, sondern auch um Innovationsfähigkeit und Autonomie.



Der Tatbestand ist so nüchtern wie eindeutig: Mittel- und Stellenzuwächse für Universitäten wird es in näherer Zukunft nicht geben. Die Stellenkürzungen des Solidarpaktes sind mit voller Konsequenz zu erfüllen. Nach dessen Abschluss im Jahr 2006 ist keine Besserung in Sicht. Denn Baden-Württemberg steuert die Nettoneuverschuldung Null an und wertet den Solidarpakt als ganz besondere Vergünstigung für die Hochschulen, die nicht beibehalten werden kann. Innovations- und Strukturplanung als Nullsummenspiel wird also das Szenarium der nächsten Jahre an den Universitäten sein müssen.

Für die universitären Entscheidungsprozesse ist diese Realität von einer bisher nicht da gewesenen Brisanz: Will eine Universität in einem vielversprechenden Forschungsgebiet innovativ und expansiv sein, so muss sie an anderer Stelle Kürzungen durchsetzen. Ausbau geht nicht mehr ohne Rückbau an anderer Stelle in gleichem Ausmaß. Sonst läuft die Finanzierung der Universität aus dem Ruder.

Hatte man sich bis vor wenigen Jahren innerhalb der Universität vor allem über die Prioritäten bei der Expansion zu einigen - im ungünstigsten Fall ging ein Bereich leer aus und musste sich mit dem Status quo begnügen - so ist jetzt vor allem Verständigung über die Entbehrlichkeit von Stellen oder ganzen Fächern gefordert. Hierbei wird von der Politik, oft aber auch inneruniversitär, die Forderung nach "strukturellem Vorgehen" erhoben, das dem "Rasenmäherprinzip" vorzuziehen sei.



Veränderte Gefechtslage

Bei näherem Hinsehen erweist sich diese Forderung oft als eine spezielle Verteidigungslinie: Strukturelles Vorgehen wird immer als Umwidmung eines ganzen Stellenbündels, aber in einem anderen als dem eigenen Fach, verstanden, kann also oft als Strategie zur vollständigen Erhaltung der Substanz des eigenen Bereichs enttarnt werden. Wird hingegen die Universität insgesamt mit vereinzelt Stellenabgaben kleineren

Tauziehen um die knappen Ressourcen: Universitätsleitung gegen die Fakultäten, Geistes- gegen Naturwissenschaftler, Professor gegen Professor? Verliererin könnte die Hochschulautonomie sein...

Ausmaßes belastet, dann ist zwar auch mit flächendeckendem Widerstand zu rechnen. Aber die Erhaltung des vollen Fächerspektrums, wenngleich in verschlankter Ausführung, ist gewährleistet. In Tübingen wurde im vergangenen Jahr zwar flächendeckend vorgegangen, aber nicht nach dem Rasenmäherprinzip, sondern anhand eines Kriterienkatalogs: Alle Bereiche wurden belastet, jedoch in unterschiedlichem Ausmaß, wofür jeweils Begründungen vorlagen.

Die herkömmlichen Universitätsstrukturen, welche durch starke Fakultäten gekennzeichnet sind, die ihr Gewicht aus ihrer fachspezifischen Kompetenz ableiten, sind auf solche veränderten Gefechtslagen nicht richtig vorbereitet. Ein Dekan, der etwas auf sich hält, wird sein Terrain, die Substanz seiner Fakultät, insbesondere deren Stellen-, Mittel- und Raumbestand, mit allen Mitteln gegen die Universität verteidigen, auch mit solchen, die bisher nicht zum klassischen Repertoire gehörten. Er folgt damit dem schlichten Prinzip, Interessenvertreter seiner Fakultät und seiner Wähler zu sein. Niemand kann ihm dies verdenken.

Das bedeutet, dass das Gesamtinteresse der Universität, das gerade bei einem Nullsummenspiel niemals die Addition der Fakultätsinteressen sein kann, in den zentralen Ebenen der Universität also Rektorat, Senat und Universitätsrat, jeweils kontrovers ausbalanciert werden muss. Daraus braucht bei herkömmlichen Verhaltensweisen nicht unbedingt Gutes zu resultieren. Einige Beispiele:

Eine Strategie der Vermeidung inneruniversitärer Interessenskonflikte führt zur faktischen Manövrierunfähigkeit der Universität. Innovationsansprüche werden dem inneren Frieden geopfert. Der Status quo ersetzt eine auf Änderungen zielende universitäre Zukunftsgestaltung.

Die verbreitete Neigung des Staates zu korrigierenden Eingriffen, etwa nach dem Muster: erst Zuweisung von Mitteln für Expansionen mit politischer Priorität, dann Stellenkürzungen oder: Zuweisung von Mitteln unter der Bedingung einer hälftigen Zufinanzierung durch die Universität, zu wessen Lasten auch immer, ist hochgradig autonomiewidrig. Solche Operationen können aus der Sicht der Universitäten nicht gut geheißt werden.

Eine Strategie konsequenter Umstrukturierung der Universität durch die Universität angesichts wissenschaftlicher Vorwärtentwicklungen birgt zwangsläufig das Risiko einer vergrößerten Distanz und Entfremdung zwischen der Universitätsleitung und den Fächern. Das gilt vor allem für die Bereiche, deren Rückbau zugunsten einer Expansion in einem Innovationsbereich erwogen und diskutiert wird.

Starke Konfliktpotenziale

Letzteres bedeutet: Kommt die Universität ihrer Grundverpflichtung nach, ihre Struktur ständig auf neue wissenschaftliche Entwicklungen auszurichten, dann stehen ihr permanente innere Konflikte ins Haus, weil Kürzungen loziert werden müssen. Durch das inzwischen beschlossene Professorenbesoldungsgesetz, es wird derzeit auf Landesebene umgesetzt - wird diese Strapazierung der inneren Universitätsstrukturen auf dramatische Weise verschärft. Der Grundgedanke der leistungsbezogenen Besoldung von Hochschullehrern die wir auch derzeit schon haben ist richtig und begrüßenswert; indessen sollte man zu den Möglichkeiten und Grenzen der Leistungsmessung von Professoren auch in der Politik keine naiven Illusionen kultivieren.

Da die differenzierende Besoldung nach dem neuen Gesetz jedoch innerhalb eines vorgegebenen und in der Zeit weitgehend konstant zu haltenden Gesamtvolumens zu erledigen ist, wird auch hieraus ein Nullsummenspiel: Die Zulage für Leistungsträger muss bei den Gehältern der anderen eingespart werden. Leistung kann überhaupt nur dann honoriert werden, wenn der Plafond nicht ausgeschöpft ist. Besonders hohe Gehälter bei den einen müssen durch Besoldungsdiskriminierung bei anderen erwirtschaftet werden. Nach dem derzeitigen Diskussionsstand dürfte die Bemessung von Leistungszulagen für Professoren dem Rektorat übertragen werden; für die Besoldung von Funktionsträgern in der Universität soll ein kleiner Personalausschuss des Universitätsrates eingerichtet werden. Diese Veränderungen stehen gegenwärtig schon vor der Tür. Sie werden zusätzliche starke Konfliktpotenziale in die Universität tragen und das Einvernehmen zwischen der Fakultäts- und der Universitätsebene weiter belasten.

Nagelprobe bestanden

Der Autonomieanspruch der Universitäten kann nur überzeugend vertreten werden, wenn sie trotz dieser stark erschwerten Bedingungen, die durch Lastenverteilung in Permanenz zu charakterisieren sind, die nötige Entscheidungs- und Gestaltungskraft aufbringt. Sie darf sich nicht selbst durch Konfliktlagen manövrierunfähig machen. Tübinger Einzelerfahrungen aus der Gegenwart zeigen, dass diese Nagelprobe im Grundsatz bestanden ist, wenngleich die Erfahrung nachhaltiger Ressourcenstreitigkeiten im Stellen-, Mittel- und Besoldungsbereich noch aussteht. Jedenfalls hat der fast einhellige Beschluss der Stellenumwidmungsplanung vom vergangenen November gezeigt, dass die Universität auch in schwierigeren Zeiten in der Lage ist, ihre Autonomie konstruktiv wahrzunehmen.

Natürlich haben die Universitäten unter den aktuell gegebenen Verhältnissen gar keine andere Wahl, als ihre innere

Einigungsfähigkeit auch bei hohen Konfliktpotenzialen zu stärken und weiter zu entwickeln. Dazu muss es genügend Universitätsmitglieder geben, die bei ihren Gestaltungsaufgaben für die Universität von ihren Fachinteressen weitestgehend abstrahieren können. Verweigerungshaltungen würden auch nicht weiterhelfen, weil sie von der Politik bereitwillig als Zeichen der Autonomieunfähigkeit der Universität zur Kenntnis genommen und umgesetzt würden, etwa in eine Schwächung der Fakultäten durch stärkere Machtkonzentration bei Rektorat und Universitätsrat bis hin zur Besetzung der Universitätsleitung von oben durch Externe. Wir sollten gemeinsam dafür sorgen, dass uns solche behördlichen Strukturen auch in der Zukunft erspart bleiben.

Topthema

Internationaler Vergleich als Motor der Reformen



Georg Markl ist Professor für Petrologie der Magmatite und Metamorphite an der Geowissenschaftlichen Fakultät. Bei seiner Berufung im Jahr 2000 war er mit 28 Jahren der jüngste Professor Deutschlands.

Die deutsche Universität in 25 Jahren? Zunehmende Internationalisierung und extremer Sparzwang werden den Leistungsdruck erhöhen und die Konkurrenzsituation verschärfen. Die Forschung wird den Elfenbeinturm endgültig verlassen und sich einer kritischen Öffentlichkeit präsentieren müssen.



Viel wird sich ändern an den deutschen Universitäten und manche mögen wohl auch behaupten, viel müsse sich ändern. Internationalisierung und Wirtschaftlichkeit werden dabei die richtungweisenden Schlagworte sein. Die Auslandskontakte zu verstärken, ist sicherlich ein unumstrittenes Ziel, das Wissenschaftler und Bildungspolitiker gleichermaßen verfolgen werden. Die Forderung nach Wirtschaftlichkeit aber birgt Zündstoff. Sie wird von Wissenschaftlern umso skeptischer betrachtet, je drängender angesichts knapper Kassen der Ruf nach wirtschaftlich verwertbarem (Ausstoß der Universitäten wird. Denn Wissenszugewinn lässt sich nicht in Zahlen messen.

Dennoch wird sich die von der Politik in den vergangenen Jahren verfolgte Linie, Universitäten zumindest ansatzweise als Wirtschaftsbetriebe anzusehen, noch verstärken. Ein höchst fragwürdiger Ansatz, wenn man den Aus- und Weiterbildungsauftrag der Universitäten betrachtet und das Verbot, sich seine Studierenden selbst

Auch bei der Universität ist Wirtschaftlichkeit gefragt - aber lässt sich Wissenszugewinn in Zahlen messen?

auszuwählen.

Wir dürfen also eine starke Konkurrenz der Universitäten untereinander erwarten, da Leistungsdaten wie zum Beispiel Studentenzahlen, Abschlüsse, Patente, Firmengründungen und Drittmittel über den finanziellen Spielraum der Gesamtuniversität entscheiden werden. Dies ist ein System, gegen das nur (verschlafene Universitäten etwas haben können, und das Tübingen sicher nicht fürchten muss. Doch es birgt eine große Gefahr: Um einer momentan besseren Finanzausstattung willen investieren die Hochschulen in polemisch gesagt zeitgeistabhängige Modegebiete und vernachlässigen dabei vielleicht andere Fächer oder bauen diese sogar ab.

Leistungsstarke Großinstitute

Will man Universitäten wirklich nach wirtschaftlichen Gesichtspunkten strukturieren und Wirtschaftlichkeit sei hier auch einmal als (Wissenszugewinn pro Wissenschaftler definiert, so muss es erlaubt sein, laut über Profilbildung an Hochschulen nachzudenken - auch wenn dies dem Gedanken einer universitas mit traditioneller Fächervielfalt völlig entgegengesetzt ist. Es muss dann möglich sein, uneffektive Kleininheiten von verschiedenen Universitäten zu einem leistungsstarken Großinstitut an einem der Standorte zusammenzufassen und jede Universität generell verschiedene Schwerpunkte setzen zu lassen.

Zwei Voraussetzungen müssen dann allerdings verlässlich erfüllt sein: Die Verbindung kleiner Fachgebiete verschiedener Universitäten zu einem Großinstitut darf nicht mit Stellenabbau gekoppelt werden und darf für die abgebenden Universitäten keinen Nachteil bedeuten; und die Profilbildung muss nach übergeordneten Gesichtspunkten erfolgen und nicht nach der aktuellen Tagespolitik. Nur eine durch garantierte unabhängige Personen wie zum Beispiel ausländische Hochschullehrer durchgeführte Evaluation und Konzeption der Forschungslandschaft in den einzelnen Bundesländern wird garantieren, dass es in jedem Bundesland nach wie vor die dringend benötigte Vielfalt auch in unterschiedlich ausgerichteten Universitäten geben wird.

Solche mit zum Teil schmerzhaften Entscheidungen verbundene Veränderungen werden uns ins Haus stehen. Schmerzhaft wird dies insbesondere deshalb, weil viele bisher durch das Mäntelchen des ehrwürdigen Historischen geschützte Fachgebiete, Lehrstühle oder Institute an ihrer tatsächlichen Leistung gemessen werden und dann eventuell eben auch zu existieren aufhören. Die Gesamtuniversität wird aber davon profitieren, dass die starken Fächer dann auch Zugang zu den nötigen Ressourcen haben werden, den internationalen Vergleich in Forschung und Ausbildung nicht mehr fürchten müssen. Dieser internationale Vergleich insbesondere auf europäischer und transatlantischer Ebene wird der Motor all dieser Reformen sein.

Flexibilisierung nötig

Aber auch was die Außenwirkung der Universität angeht, wird sich vieles verändern. Beispielsweise der Informationsfluss zwischen Universität und Gesellschaft, speziell bei den Natur- und Ingenieurwissenschaften. Die Debatten der jüngsten Vergangenheit und die dramatisch fluktuierenden Studentenzahlen zeigen, dass die Information über das, was an den Universitäten in diesen Disziplinen geforscht wird, der Gesellschaft nicht angemessen vermittelt wird. Dass dies auch viele Wissenschaftler so empfinden, belegen die Initiative "Wissenschaft im Dialog" und die großen Wissenschaftsjahre. Die Kultur, seine Arbeit auch leicht verständlich in die Öffentlichkeit zu tragen, ist in Deutschland einfach noch zu wenig entwickelt. Hier sind insbesondere die Universitäten selbst aufgefordert, solches Engagement nicht nur zu ermöglichen, sondern auch wirklich als essenziell wichtig anzuerkennen.

Solange es unter Kollegen nicht denselben Stellenwert hat, Forschungsergebnisse in einer internationalen Fachzeitschrift oder beispielsweise in der Wissenschafts-Beilage einer großen Tageszeitung, in einem populären Wissenschaftsmagazin oder im Fernsehen vorzustellen, wird dieser Bereich in Deutschland brach liegen. Und täuschen wir uns nicht: In der Konkurrenz um gute und ausreichend Studierende, um Drittmittel und um Akzeptanz in der Region werden diese Aktivitäten erhebliche Bedeutung erhalten.

Wünschen können wir uns, dass diese Veränderungen auch mit zunehmender Flexibilisierung in vielen Bereichen der Universität einher gehen das würde für manches Ärgernis entschädigen. Solche Flexibilisierung kündigt sich viel zu zaghaft und wiederum unter strikter Kostenneutralität jetzt schon in der Dienstrechtsreform und in der Neufassung des Hochschulrahmengesetzes an. Die Finanzhoheit der Universitäten könnte zum Beispiel dahingehend erweitert werden, dass nicht nur Professoren leistungsabhängig bezahlt werden denn wer kann ehrlich und objektiv behaupten, nur Professoren bräuchten hin und wieder einen Leistungsanreiz? Stellen sollten allgemein flexibler zu handhaben sein: dann könnte ein Institut beispielsweise bei Bedarf entscheiden ob es statt eines Wissenschaftlers einen technischen Angestellten einstellt.

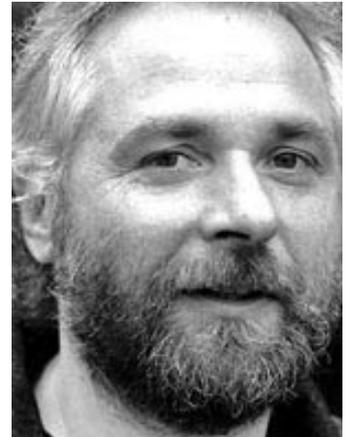
Lehrer- oder Forscher-Typ?

Außerdem könnte man der Tatsache Rechnung tragen, dass es unter den Hochschullehrern den Forscher- und den Lehrer-Typus gibt. Auch wenn dabei das hehre Ideal des kombinierten "fifty-fifty-Prof" aufgegeben werden muss was soll an solcher Arbeitsteilung von vornherein schlecht sein, wenn die Qualität von Forschung und Lehre innerhalb eines Fachbereichs gewahrt bleibt? Im angelsächsischen Bereich bewährt sich diese (Gewaltenteilung) durchaus.

Was steht uns Wissenschaftlern an Universitäten also bevor? Wir müssen die Gesellschaft verstärkt über unsere Arbeitsergebnisse informieren. Wir müssen uns darauf einstellen, dass objektive, also unabhängige und nicht durch Einsparungsdruck getriebene Evaluationen auch schmerzhaftes Einschnitte - aber genauso auch konkrete Verbesserungen - zur Folge haben können. Und wir werden unter Bedingungen wachsender Konkurrenz im In- und Ausland arbeiten. Diese Vorhersage mag für viele nicht besonders erfreulich klingen, aber ich habe nicht versucht, mein Wunschbild zu zeichnen sondern das, was ich als realistisch ansehe. Ich bin gespannt darauf, in 25 Jahren zurück zu blicken.

Topthema

Nichtrauchender Wochenendfahrer vom Aussterben bedroht



Hermann Berner ist Museumsleiter in Mössingen. Er hat in Tübingen Soziologie studiert und wertet seit Anfang der 80er-Jahre für die Eberhard Karls Universität die vom Deutschen Studentenwerk erhobenen Zahlen zur sozialen Lage der Studenten aus.

Wie lebten Tübinger Studierende vor 25 Jahren, wie leben sie heute? Betrachten sie ihr Studium als Selbstzweck oder als Durchlauferhitzer für eine erfolgreiche Karriere? Ein Datenvergleich aus den Sozialerhebungen des Deutschen Studentenwerks zeigt, dass sich einiges verändert hat im studentischen Leben außerhalb von Seminar und Vorlesung.

Auch für die Studierenden existiert ein Leben außerhalb der Hochschule, außerhalb von Seminaren und Prüfungen. Sie müssen essen, schlafen, den täglichen Weg zur Hochschule und wieder nach Hause zurücklegen und außerdem noch irgendwie ihre Freizeit verbringen. Das alles kostet Geld, das der Studierende entweder von seinen Eltern, vom Staat oder von sonst woher bekommt. Wenn nicht, muss er selbst für seinen Unterhalt arbeiten oder zumindest etwas dazu verdienen. Dieser gesamte reproduktive Komplex des Studentenlebens ist das Hauptthema der in dreijährigem Rhythmus durchgeführten Sozialerhebungen des Deutschen Studentenwerks. Seit fast 20 Jahren haben die Universitäten die Möglichkeit, die Daten der eigenen Studierenden gesondert auszuwerten. Ein Datenvergleich über die vergangenen 25



Szenen des Studentenlebens: auf Zimmersuche

Orientierung fand sich bei den Studierenden, die ihr Studium möglichst schnell, mit geringen Reibungsverlusten und größtmöglichem Erfolg durchziehen wollten. Das Studium wird als Durchgangsstufe zum Berufsleben verstanden, das eigentliche Leben beginnt nach dem Studium. Im Gegensatz dazu steht die kommunikative Orientierung. Hier tritt der berufsbezogene Aspekt gegenüber dem individuellen Aspekt der Persönlichkeitsentwicklung in den Hintergrund. Der Studierende lebt im Hier und Jetzt. Das Studium wird als eigene Lebensphase mit allen Ansprüchen an eine erfüllte Gegenwart gesehen und nicht als einschränkende Situation, die für eine bessere Zukunft in Kauf genommen wird.

Natürlich handelt es sich bei den eben beschriebenen Einstellungen um Idealtypen, die es in ihrer Reinform in der Realität so nicht gibt. Aber es finden sich in den frühen 80er-Jahren für beide mehr oder weniger ausgeprägten Orientierungen zahlreiche Belege. Auffallend gegenüber heute ist die starke ideologische Wirkung der kommunikativen Einstellungen, quasi als Nachklang der in den 70er-Jahren noch ziemlich Wellen schlagenden Studentenbewegung. Man kann behaupten, dass im heutigen Studentenleben die instrumentelle Einstellung zum Studium wieder an Boden gewonnen hat.

Lassen wir die einzelnen Bereiche des studentischen Lebens - eines Lebens im Zwischenland - Revue passieren, so wird deutlich, wieviel sich verändert hat. Das gilt, obwohl die oben genannten Begrifflichkeiten doppeltes Wohnbedürfnis und instrumentelle versus kommunikative Einstellung nach wie vor ihre Gültigkeit besitzen. 37 Prozent der Studierenden wohnen heute in einer Mietwohnung, knapp die Hälfte davon allein, der Rest zusammen mit einem Partner. 1976 wohnten lediglich 20 Prozent der Studierenden in einer gemieteten Wohnung.

Kaum mehr Untermieter

Genau gegenläufig verlief die Entwicklung bei den Untermietern. 1976 wohnten noch 37 Prozent der Studierenden in Tübingen zur Untermiete, im Jahr 2000 waren es nur noch vier Prozent. Hier zeigt sich das oben beschriebene Bedürfnis nach Selbstbestimmung, denn es gibt keine einschränkendere Wohnform als das Untermietverhältnis, wo sich das Leben praktisch unter Aufsicht eines Vermieters abspielt. Wer erinnert sich nicht an die Wohnungsanzeigen, in denen ein "nichtrauchender Wochenendfahrer gesucht wurde, der abends natürlich keinen Damen- respektive Herrenbesuch empfangen durfte.

Bei den Eltern wohnen heute zwölf Prozent der Studierenden. 1976 waren es acht Prozent, die sich bis zum Jahre 1991 auf 20 Prozent steigerten und seither kontinuierlich wieder abnehmen. Obwohl auch das Wohnen bei den Eltern eine fremdbestimmte Angelegenheit ist, weist die Anzahl der Elternwohner vor allem auf die Lage am Wohnungsmarkt hin. Ist dieser angespannt, so bleiben viele Studierende bei den Eltern, entspannt er sich, ist die Zahl der Elternwohner wieder rückläufig. Im Wohnheim lebten 1976 17 Prozent, heute sind es 23 Prozent der Studierenden. Die Anzahl der Wohnheimbewohner richtet sich nach den vorhandenen Plätzen. Als billigste Wohnform werden diese eigentlich immer nachgefragt. Jedoch auch im Bereich der Wohnheime gibt es eine Veränderung. Dort werden immer mehr Gruppenwohnungen für vier bis sechs Personen angeboten. Die traditionellen Doppelzimmer finden sich kaum noch.

WG als Zweckgemeinschaft

Wohngemeinschaften (WG) werden zwar vor allem mit den Zeiten der Studentenbewegung in Verbindung gebracht, aber noch nie gab es so viele Wohngemeinschaftsbewohner: 26 Prozent der Tübinger Studierenden leben heute in einer WG, gegenüber 18 Prozent im Jahr 1976. Allerdings haben die modernen Wohngemeinschaften ideologischen Ballast abgeworfen und viele von ihnen sind zu reinen Zweckgemeinschaften geworden.

Jahre zeigt, wie sich die Lebensbedingungen der Tübinger Studentenschaft verändert haben.

Ein Forschungsprojekt beim Studentenwerk Tübingen untersuchte Anfang der 80er-Jahre den Zusammenhang zwischen studentischen Wohnverhältnissen und der psychischen Verfassung der Studierenden. Dabei zeigte sich, dass alle Studierenden ein mehr oder weniger stark ausgeprägtes doppeltes Wohnbedürfnis haben, das in der Studie mit "Freiheit und Geborgenheit" bezeichnet wird: Sie möchten möglichst ohne Gängelung durch den Vermieter oder andere Personen, aber nicht isoliert, sondern am liebsten in einer angenehmen, sozialen Atmosphäre unter Gleichgesinnten wohnen.

Fürs Leben oder den Beruf?

Zum anderen trifft man neben dem doppelten Wohnbedürfnis auf unterschiedliche grundlegende Einstellungen, die das gesamte Studentenleben betreffen. Eine instrumentelle

Stark gewandelt hat sich in den vergangenen 25 Jahren die Wahl der Verkehrsmittel für den täglichen Weg zur Hochschule. Während 1976 noch über die Hälfte der Studierenden mit dem Auto zur Uni kamen, sind es heute nur noch um die 20 Prozent. Dagegen fahren mit dem Fahrrad heutzutage fast ein Drittel - im Sommer sogar 36 Prozent - gegenüber nicht einmal sieben Prozent im Jahr 1976. Über ein Drittel nutzen öffentliche Verkehrsmittel - im Winter sogar 45 Prozent - was vor 25 Jahren nur sieben Prozent der Tübinger Studierenden machten.

Mittags in die Mensa

Mittags essen die Studierenden nach wie vor überwiegend in der Mensa, abends dagegen kochen die meisten selbst. Wenig verändert hat sich auch der Vorbehalt gegenüber dem Mensaessen: Es wird wie schon vor 25 Jahren negativ bewertet. Wer eine eher instrumentelle Einstellung hat, nimmt das angeblich schlechte Essen aber in Kauf, weil der Gang in die Mensa einfach bequemer ist. Billiger als das selbst zubereitete Essen scheint die Mensaverköstigung allerdings nicht zu sein, denn überraschenderweise geben die Studierenden, die oft in die Mensa gehen, mehr Geld fürs Essen aus als die sprichwörtlichen Mensamuffel. In diesem Zusammenhang sollte jedoch das ausgabenmindernde wöchentliche Essenspaket der Eltern nicht vergessen werden.

Und woher kommt das Geld?

60 Prozent des Einkommens der Tübinger Studierenden stammt von den Eltern. Dazu verdient werden müssen 23 Prozent. Sieben Prozent gibt der Staat (BAföG) und zehn Prozent kommen aus anderen Quellen wie beispielsweise Erspartem, Darlehen, Renten oder Stipendien. In den 70er-Jahren lag der BAföG-Anteil an der Finanzierung des Studiums noch wesentlich höher: Damals bekamen 43 Prozent der Tübinger Studierenden Geld vom Staat, heute sind es nur noch etwas über zehn Prozent.

Dagegen haben die Abhängigkeit von den Eltern und der Zwang, selbst etwas dazu zu verdienen, zugenommen. Berücksichtigen wir, dass Studierende in Tübingen mit Lehrveranstaltungen und Selbststudium knapp 38 Stunden in der Woche fürs Studium aufwenden und noch durchschnittlich sechseinhalb Stunden jobben, so ist die Phase des Zwischenlandes beileibe kein Lebensabschnitt, in dem man sich auf die faule Haut legt und den lieben Gott beziehungsweise den Professor einen guten Mann sein lässt.

Topthema

Vom Adorno-AK zur Karriereplanung

Studieren 1977 und 2002: Im Gespräch mit zwei ehemaligen und zwei eingeschriebenen Studierenden der Tübinger Universität wollte die attempo!-Redaktion wissen, wie sich das studentische Lebensgefühl in den vergangenen 25 Jahren verändert hat.

Der Geruch von deftigen Mittagessen hängt an diesem nasskalten Februarnachmittag noch in den Räumen des neu renovierten Gebäudes in der Hafengasse. Ein paar "Nachzügler" schlürfen im "Prinz-Karl" ihren Kaffee, manche knabbern genüsslich an einem Schokoriegel, tuscheln oder unterhalten sich gut gelaunt während das Mensapersonal mit flinker Routine das klappernde Geschirr in die großen Spülmaschinen befördert. Die Augen des Autors Peter Prange, Jahrgang 1955, bekommen einen sehnsüchtigen Glanz, wenn er an "früher" denkt. Er ist an diesen Ort gekommen, um mit Ulla Steuernagel, Valerie Pogodda und Martin Lenzen über die Unterschiede im studentischen Lebensgefühl zu diskutieren, die sich zwischen 1977 und 2002 ergeben haben.

"Ja, damals, so vor 25 Jahren" erinnert sich auch die 47-jährige Tagblatt-Redakteurin Ulla Steuernagel und kramt einen dicken abgegriffenen Wälzer aus ihrer Tasche "da haben wir ganze Semester damit verbracht, in Arbeitskreisen das (Kapital , durchzuarbeiten. Sehen sie nur: Alles bunt angestrichen". Sagen die Werke von Marx und Engels den jüngeren Studierenden, Valerie Pogodda und Kommilitonen Martin Lenzen, noch etwas? "Na ja, ein paar Neomarxisten stehen bei mir auch im Regal, aber nicht die Originale", gibt die 28jährige zu bedenken, die ihr Studium durch einen Nebenjob als Lektoratsassistentin in einem kleinen Verlag finanziert. "Ein wenig politisch ist unsere Generation doch noch, aber im Vergleich zu den 70er-Jahren hat das Interesse eher abgenommen", räumt auch Lenzen ein, der sich unter anderem im AStA engagiert. Versonnen fügt er hinzu: "Da war doch diese Demo ich weiß nicht mehr, wann genau", setzt er an. Da ergänzt Ulla Steuernagel, die bereits 1982 mit dem Studium fertig war, wie aus der Pistole geschossen: "Das war 1977, der Ersatzgeldbokott!".

Einer der wenigen Streiks

Allgemeine Erheiterung folgt auf diese spontane Äußerung, denn 1977 war Lenzen gerade mal ein Jahr alt, und der Streik, den er meint, war 1997, noch dazu einer der wenigen, die er während seines gesamten Studiums erlebt hat. Dennoch: "Die 50-Stunden-Vorlesungen 1997 waren wirklich klasse", schwärmt der angehende Lehrer, der damals zusammen mit Kommilitonen eine ganze Nacht in der besetzten Bibliothek nach Herzenslust in den Büchern geschmökert hat. Prange, der sich während seines Studiums immer mit dem Gedanken getröstet hat, er könne ja falls alle Stricke reißen auch Lehrer werden, erinnert sich genau, welchen Schock er bekommen hat, als er in den 70er-Jahren aus dem Tag-blatt erfuhr, dass die Lehrerstellen nicht mehr gesichert seien: "Ich saß gerade im Waldhäuser-Ost auf dem Lokus und wäre fast ins Klo reingerauscht, als ich das las. So hochnäsiger dachte ich damals", erinnert er sich schmunzelnd.

Überhaupt sei die Studentengeneration vor 25 Jahren "extrem verwöhnt" gewesen: Von Kindheit an und die ganzen 60er-Jahre hindurch habe sie erlebt, dass das Leben jedes Jahr besser, einfacher, leichter und wohlhabender geworden sei und habe sich deshalb in "großer Seinsicherheit" gewöhnt. "Ja, aber 1973 war trotzdem ein schlechter Zeitpunkt, um mit dem Studium zu beginnen", gibt Ulla Steuernagel zu bedenken: "Ich dachte manchmal: (Mensch, warum bist du nur so spät geboren, warum hast du nicht schon 1968 die große Zeit in Berlin mitbekommen?"". Sie habe sich immer nur als Angehörige einer "blöden Zwischengeneration" gefühlt, die das Wichtigste verpasst habe.

Genau so ging es Martin Lenzen und Valerie Pogodda, die am Anfang ihres Studiums auch fasziniert den älteren Kommilitonen lauschten, wenn sie von den letzten großen Streikaktionen im Wintersemester 1988/89 schwärmten so nach dem Motto, "da spielt die Musik und du bist der Nachklang".

Seitdem herrscht Ruhe auf dem Campus: "Ich habe im vergangenen Jahr ein Tutorium für Erstsemester der Politikwissenschaft

betreut und hatte das Gefühl, dass die Studierenden heute viel klarer und disziplinierter an das deutlich verschultere und strikter organisierte Studium herangehen", sagt Valerie Pogodda. "Stimmt", unterbricht die Tagblatt-Redakteurin lebhaft, "die werden scheinbar immer jünger, da drängt sich unwillkürlich die Frage auf, ob die überhaupt schon denken können", und Peter Prange ergänzt scherzhaft: "Wenn sie anfangen zu rauchen, möchte man am liebsten gleich die Polizei rufen". Große Polizeiaufgebote aber sind in dem kleinen, malerisch am Neckar gelegenen Universitätsstädtchen mit der Zeit immer seltener geworden. Zuletzt traten sie höchstens noch in der Nacht zum ersten Mai auf, wenn die Burschenschaften auf dem Holzmarkt ihre Mailieder anstimmten, aber das ist seit vergangenem Jahr ja auch nicht mehr der Fall.

Die Rempelen 1977, als bei den Empirischen Kulturwissenschaftlern das Projekt (Studentisches Verbindungswesen lief, und wir dem kleinen müden Haufen von (Burschis erstmals die Internationale entgegen schmetterten, waren wohl der Beginn des Mords-Events, das lange Zeit alljährlich zu dem Aufmarsch führte", mutmaßt Steuernagel keck. Als das Projekt lief, war sie öfter an der Uni, ansonsten aber kaum: "Viel Zeit für das Studium an der Uni hatten wir wirklich nicht. Wenn, dann erledigten wir halt das Notwendigste für unsere Scheine, das war aber auch alles". Viel wichtiger sei ihr und auch ihren Studienfreunden und -freundinnen damals das Selbststudium in den von ihnen auf eigene Faust organisierten Arbeitskreisen wie "dem Adorno-AK, dem Organisations-AK, dem Feminismus- und Psychoanalyse-AK" gewesen oder aber die Diskussionen in der Wohngemeinschaft.

"Ich kam aus so einem winzigen Kaff im Sauerland, hier an der Uni erschien mir alles wie im Paradies, wie in einem Supermarkt der Geistigkeiten, da konnte ich überall zulangen, das war wie ein Rausch", betont Peter Prange, der nach nur einem Semester Grundstudium bereits seine erste Zwischenprüfung abgelegt hat "einfach, weil das Studium unheimlichen Spaß machte". Martin Lenzen empfindet heute ähnliche Lust am Studieren, und auch Valerie Pogodda bestätigt: "Wenn ich nur berufsorientiert hätte studieren wollen, hätte ich andere Fächer wählen müssen". Sie habe zwar nie ihr Studienziel aus den Augen verloren, aber in erster Linie doch auch für sich studiert, an zusätzlichen Seminaren und Kursen mitgenommen, was sie interessiert habe, oft auch ohne einen Schein zu machen.

Umschwung ist spürbar

Dennoch zeichnet sich im Hinblick auf eine später wie auch immer gesicherte berufliche Existenz nicht nur in den Naturwissenschaften, sondern auch in den Geisteswissenschaften eine Tendenz zur stärkeren Spezialisierung ab: "Auf der Morgenstelle gibt es inzwischen Fächerkombinationen wie Medien- oder Bioinformatik, die auf ganz klare berufliche Qualifikationen ausgerichtet sind und damit eigentlich nicht mehr als Studiengänge im klassischen Sinne gelten der Umschwung ist deutlich spürbar", stellt Lenzen nüchtern fest. Ihn hatte man schon zu Studienbeginn darauf hingewiesen, dass ihn wegen eines Philosophiestudiums allein wohl kaum mehr jemand einstellen werde, da müsse er sich schon um zusätzliche Qualifikationen bemühen.

Das wurde früher anders empfunden: "Zwar war die Zukunft nach einem Studium der Empirischen Kulturwissenschaft und der Kunstgeschichte auch nicht gesichert, aber das hat mich nicht belastet, ich habe ganz einfach keinen Gedanken darauf verschwendet und gedacht, da wird sich schon etwas finden", so Ulla Steuernagel. Mit Ex-Kommilitonen Peter Prange verbindet sie wie mit den heutigen Studierenden die Erfahrung, dass das Studium "eine herrliche Lebensphase darstellt, in der maximale Freiheit bei minimaler Verantwortung dominiert kurz: Eine Zeit, um Neues auszuprobieren, zu neuen Horizonten fern der Enge und Kontrolle der Eltern aufzubrechen", stellt Peter Prange fest. So kommt dann auch fast etwas Nostalgie auf etwa bei dem Gedanken an all die Feste und Kneipenbummel, an die erste Studentenbude, das Leben in der ersten Wohngemeinschaft und die ersten Wochenenden meilenweit entfernt von Zuhause.

Die einzige, die an den Wochenenden noch nach Hause ins Allgäu pendelt, ist Valerie Pogodda. Dies aber auch nur, weil dort ihr Freund lebt. Sie will nach dem Studium auf alle Fälle in eine andere Stadt ziehen. Das wollten Ulla Steuernagel und Peter Prange auch, aber Tübingen wurde ihnen wie so vielen ehemaligen Tübinger Studenten auch zum Schicksal: "Wenn ich 1973 gewusst hätte, dass ich hier kleben bleiben würde, hätte ich wahrscheinlich einen Koller bekommen", stellt Ulla Steuernagel lakonisch fest. "Irgendwann in den 90er-Jahren bin ich zu der erschreckenden Erkenntnis gekommen, dass ich einer der letzten hier bin", stimmt Peter Prange ihr zu. Nach und nach spätestens nach der Dissertation oder Habilitation hätten sich die ehemaligen Kommilitonen aus Tübingen verabschiedet, er habe sich dann aber bewusst für das "idyllische Tübingen" entschieden. "Tübingen ist das Zentrum der Weltabgeschiedenheit, aus einer leicht beschaulichen Randposition heraus, bekommt man zwar alles mit, aber man wird nicht nass, wenn es mal spritzt", resümiert er trocken.

Topthema

Hinter den sieben Bergen, aber international?



Axel Markert studierte in Tübingen, Aix-en-Provence und Toledo (Ohio) Anglistik und Romanistik. Seit 1972 ist er in der Universitätsverwaltung tätig, seit 1987 leitet er das Dezernat für Internationale Beziehungen.

In mancher Hinsicht bleibt sie provinziell, aber was ihre internationalen Kontakte angeht, braucht sich die Tübinger Universität nicht verstecken. Die vergangenen 25 Jahre wurden vor allem zum Aufbau von Austauschprogrammen genutzt - ein Angebot, das deutsche und ausländische Studierende nur zu gerne annehmen.



Die Universität der Württemberger war schon immer provinziell, im Guten wie im Bösen. Als einzige Universität im Königreich einst im Nabel der lokalen Welt gelegen, wurde sie nach dem Zusammenführen von Schwaben und Baden zwar der geographische Mittelpunkt des Landes, es lagen aber mehr als sieben Berge zwischen der Eberhardina und ihren badischen Stiefschwestern.

Indes, es leben nicht nur wissenschaftliche Zwerge hinter den sieben Bergen und Tübingens Schmuckstück hat sich vor allem im internationalen Bereich während des vergangenen Vierteljahrhunderts zum Riesen entwickelt. Um in der Märchensprache zu bleiben: Die Jüngste hat sich Tanzschuhe zugelegt, die den Stiefschwestern oft nicht mehr passen. Zwar hat auch bei denen die Zahl der internationalen Studierenden eine vergleichbar dynamische Entwicklung genommen. Aber können auch dort annähernd

absolviert zu haben, wie dies bei einer Umfrage des Studentenwerks die Tübinger erklärten? Tübingen liegt schon traditionell ganz vorne in der Liste der Humboldt- und hat einen hervorragenden Platz in Bezug auf die Anzahl der DAAD-Stipendiaten. Nur Berlin und München konnten in den vergangenen zehn Jahren mehr Fulbright-Stipendiaten anlocken. Die Bemühungen um internationale Kontakte haben sich hier während der vergangenen 25 Jahre vor allem auf eine Erweiterung der Möglichkeiten für das Auslandsstudium über Austauschprogramme konzentriert.

Wie Walter Jens in seinem Buch über diese "deutsche Universität" konstatiert, lebt eine Hochschule von der concordia discors. Die Einheit im Widerspruch tritt in Tübingen im Verhältnis von Provinzialität und Weltoffenheit besonders auffällig zu Tage. Schwäbisch-verklemmt und württembergisch-liberal, fremdenfeindlich und fremdenfreundlich, lokal-chauvinistisch und global gesonnen zugleich, diese Gegensatzpaare finden sich in der Stadt wie in der Universität wobei man über letztere nicht schreiben kann, ohne ihre Wirtin mit einzubeziehen: eine schwäbische Symbiose, die ihresgleichen sucht. Es ist daher auch nicht zufällig, wenn gerade diejenigen Hochschulbeziehungen besonders gepflegt wurden, bei denen die Partner in den Schwesterstädten Tübingens zu finden sind. Dies betraf und betrifft ganz besonders Aix-en-Provence, und auch Ann Arbor, und es erforderte zu allen Zeiten einen langen Atem, denn das Tübinger Werben stieß beileibe nicht immer auf spontane Gegenliebe.

70 Prozent Landeskinder

Aber erst die Kontinuität der Bemühungen kann zu greifbaren Resultaten führen. Im Vergleich zur Mitte der 70er-Jahre liegen die Studentenzahlen in Tübingen heute um rund 20 Prozent höher, während die Zahl der internationalen Studierenden eine Steigerung von über 250 Prozent erfahren hat. Ein rundes Drittel der fast 3000 (Ausländer sind freilich (Bildungsinländer, aber selbst ohne diese zu zählen, käme man auf einen zehnpromzentigen Anteil, der mindestens einer Verdoppelung im Vergleich zu den 70er-Jahren gleichkommt. Tübingen bleibt freilich Provinz, was den Anteil der Landeskinder angeht: immer noch gute 70 Prozent, so dass neben den internationalen gerade noch 15 Prozent der Plätze für Nicht-Baden-Württemberger bleiben.

Das Wort 'Internationalisierung' gehört zu den Begriffen, mit denen in unserer Republik wohl am fleißigsten das gemacht wird, was man im Englischen als lip service bezeichnet: Jeder führt es im Mund, doch häufig bleibt dies ohne Folgen. Nicht so in Tübingen: Hier hat der neue Universitätsrat - kaum etabliert und sicher als erster im Lande, eine umfangreiche Liste von Empfehlungen zur Internationalisierung verabschiedet. Über den (Lippendienst ist man dabei sehr wohl hinausgegangen, denn einige der avisierten praktischen Maßnahmen greifen bereits. Das Fachsprachenzentrum arbeitet schon erfolgreich, und die Universität stellt seit 2001 einen größeren Betrag für Gastdozenten zur Verfügung.

Schwerpunkt Austausch

Doch zurück zum Austausch, der seit fast dreißig Jahren den Schwerpunkt der Internationalisierung darstellt. Auf die Vereinbarung mit einer Staatsuniversität in New York, 1974 die erste schriftliche Abmachung dieser Art, sind über 150 weitere gefolgt, manche davon freilich als Bestätigung schon zuvor existierender Verbindungen. Den erklärten Vorlieben der Tübinger Studierenden folgend wurde damit vor allem das Netz der Beziehungen mit Colleges und Universitäten in den USA ausgebaut, zu einem der sicherlich größten in Deutschland. Mehrere tausend Tübinger sind dadurch in den Genuss eines gebührenfreien Studiums in Amerika gekommen.

Auch als Serviceeinrichtung für die im Gegenzug zu einem Studienaufenthalt an den Neckar kommenden Amerikaner hat sich das ehemalige (Lektorat für deutsche Sprache zu einer Abteilung (Internationale Sprachprogramme entwickelt, die für alle Austauschstudenten zur wichtigsten Anlaufstelle geworden ist. Die studienbegleitenden Sprachkurse, die dort angeboten werden, entlasten die Fakultäten und eine ganze Reihe von Sonderprogrammen - in jüngster Zeit auch auf Englisch unterrichtet - bringen internationale Studierende nach Tübingen, für die ein Studienjahr klassischer Prägung nicht möglich gewesen wäre. Outbound sind es jährlich an die tausend Tübinger, die irgendwo in der Welt einen Teil ihrer Studienleistungen erbringen, wozu freilich die europäischen Mobilitätsprogramme vom Typ ERASMUS, die schon 15 Jahre vor dem Euro die Szene betraten, erheblich beigetragen haben.

Osteuropäische Kontakte

Aber das Licht liegt für uns beileibe nicht nur im Westen. Tübingen hat sich früh und intensiv um die Beziehungen zu den mittel- und osteuropäischen Hochschulen gekümmert und auch vor dem Kollaps der kommunistischen Regimes einen regen Austausch von Professoren gepflegt. Seit 1980 gibt es an der Universität Tübingen von der Bosch-Stiftung geförderte Fortbildungskurse für polnische Deutschlehrer und Lektoren, die seit 1996 auch anderen Osteuropäern offen stehen. Diese Programme allein haben in 22 Jahren an die tausend Lehrer und Lektoren aus unseren östlichen Nachbarländern hierher gebracht. Vor über zehn Jahren wurde das (Internationale Zentrum für Wissenschaftliche Zusammenarbeit gegründet, ein Konsortium von 18 Universitäten in zehn Ländern "mit dem Ziel, die wissenschaftliche Zusammenarbeit zwischen westlichen Ländern und den früheren sozialistischen Staaten aufzubauen und zu intensivieren". Durch seine Veranstaltungen sind Hunderte von Wissenschaftlern aus den Mitgliedsländern nach Tübingen geholt worden.

Seit 1994 gibt es eine Außenstelle der Universität in Kyoto, die Studierenden verschiedener Fakultäten japanische Sprache- und Landeskenntnisse vermittelt, seit 2001 eine chinesische Entsprechung an der Universität Peking. Im vergangenen Jahr hat das Land auch die Finanzierung eines (Brasilien-Zentrums an der Universität bewilligt, das seine Wurzeln in einer langjährigen Kooperation unserer Biologen und Erdwissenschaftler mit ihren brasilianischen Kollegen hat. Und last but not least hat die Universität in den vergangenen fünf Jahren die sicher umfassendsten Verbindungen zu Hochschulen in Südafrika aufgebaut, die es an einer deutschen Universität gibt.

Auch im Hinblick auf die Einführung von so genannten internationalen Bachelor-Master-Studiengängen und den Versuch, Englisch als eine sekundäre Unterrichtssprache zu etablieren, braucht sich Tübingen sicher nicht hinter den sieben Bergen zu verstecken. Wir haben hier wie da letztlich keine wesentlichen Einwirkungsmöglichkeiten darauf, ob wir nun (global werden oder nicht; wie weit wir dabei international sind, das haben wir allerdings im Griff und da gibt's dann nicht gar so viele, die tausend Mal schöner sind als wir Tübinger.

Topthema

Immer für eine Story gut?



Dr. Martin Doerry studierte in Tübingen und Zürich Germanistik und Geschichte, heute ist er stellvertretender Chefredakteur des Nachrichtenmagazins DER SPIEGEL in Hamburg. Er gilt auch als Erfinder des SPIEGEL-Rankings.

Auch die Tübinger Universität hat lernen müssen, sich den Gesetzen der Medienwelt unterzuordnen. Da gilt: Wer sich gut verkauft, kommt gut raus. Das gelingt nicht immer. Ist die Universität nun ein Hort der Professionalität oder institutionell verkrustet? Je nach Bedarf greifen die Medien auf das eine oder andere Bild zurück. Maß aller Dinge ist dabei mehr und mehr das ökonomische Wertesystem der Gesellschaft, und doch ist die Universität mehr als ein Industriekonzern.

Journalisten bilden zuweilen Meinungen, in der Regel aber reproduzieren sie Stimmungen und Klischees. Und so entspricht das Bild der Universität in der medial vermittelten Öffentlichkeit zumeist dem, was unter den handelnden Akteuren dieser Gesellschaft, was in Politik, Kultur und Wirtschaft vorherrscht ein bemerkenswert widersprüchliches Image. Mühelos lassen sich aus diesen (Vor-)Urteilen zwei gegensätzliche Bilder destillieren. Das eine, negative, ist derzeit dominant, das andere, positive, eher latent, wird aber von Zeit zu Zeit schnell mobilisiert.

Konkret: Die Universitäten stehen in den Massenmedien einerseits als langsam und schwerfällig, uninspiriert und teuer da undemokratische Riesenapparate, in denen ergraute Professoren ein Heer von Junkakademikern in fast sklavenartiger Abhängigkeit halten. Universitäten und dieses Image ist durch die ritualisierten Klagen der Standesverbände auch selbstverschuldet sind demnach überlastete Massenbetriebe, in denen Studenten zu wenig lernen und Hochschullehrer zu wenig forschen können.

Das andere, sekundäre Bild zeigt die Universität als Hort des freien Geistes, als eine Ansammlung hochbegabter, manchmal etwas skurriler Individuen, die



Das Medienereignis der letzten sechs Monate: Führt es zum Positiv- oder Negativ-Image?

sich demokratisch selbst verwalten und gerne zu jenen akademischen Höhenflügen ansetzen, die in den letzten Jahren wieder häufiger wenn auch meistens im fernen Amerika mit Nobelpreisen belohnt werden. In dieses positive Bild fügen sich die erkennbaren Anstrengungen für eine Öffnung der Hochschulen hin zur Öffentlichkeit und vor allem zur Industrie. Auch Reformversuche, die Jahrzehnte stagnierten und nun langsam realisiert werden, bringen der Universität Pluspunkte in der medialen Bewertung: Die Übernahme angelsächsischer Abschlüsse, die Verkürzung der Ausbildungswege, die wenn auch nicht freiwillige Einführung von Studiengebühren, das wachsende Interesse ausländischer Studenten das alles verschafft den deutschen Hochschulen neues Ansehen und damit auch eine neue Legitimität.

Positiv- oder Negativ-Image?

Welches der beiden Bilder jeweils abgerufen wird, hängt ganz von den Umständen ab. Wird um die staatliche Hochschulfinanzierung gestritten oder um den globalen Wettbewerb um Wissen und Arbeitskräfte, dann kommt zumeist die negative Variante ins Spiel. Nur so lässt sich der gewünscht alarmistische Ton erzielen. Ist die Gesellschaft hingegen auf die Kompetenz der akademischen Elite aktuell angewiesen, sei es bei der Bewertung ökonomischer Probleme, sei es in der zeithistorischen Standortbestimmung oder in der anschwellenden bioethischen Debatte, dann werden die Koryphäen deutscher Universitäten so hoch geschätzt, als hätte es das ganze Krisengerede nie gegeben. Hier also gilt die Variante zwei: Die Universität als Garant von Genialität oder doch zumindest von unumstrittener Professionalität.

Finanziers und Stifter entscheiden

Selbstverständlich handelt es sich bei dieser Beschreibung um eine idealtypische Konstruktion. Und doch werden diese Bilder je nach Bedarf operationalisiert vor allem, wenn es um die Verteilung der ökonomischen Ressourcen für die Hochschulen geht. Neues Geld ganz gleich, ob aus öffentlichen oder privaten Etats fließt zumeist dahin, wo die Universitäten dem zweiten Idealbild entsprechen. Wer mag schon eine marode, institutionell verkrustete und vor Selbstmitleid tiefende Einrichtung päppeln. Belohnt und ausgezeichnet wird allein die positive Performance so entscheiden die Finanziers und Stifter, und so urteilen auch die Journalisten, die über solche Prozesse berichten. Die deutschen Universitäten haben in den vergangenen fünf Jahren eine ganze Menge an Selbstdarstellung gelernt. Sie verkaufen sich besser, sie geben sich reformfreudig selbst wenn sich vielerorts noch wenig zum Besseren verändert hat.

Unerschütterlicher Glaube

Die Hochschulen und ihre Standesvertreter bedienen sich dabei eines ihnen ursprünglich fremden Werte- und Begriffssystems, das inzwischen die gesamte Gesellschaft und damit auch die Medien beherrscht, nämlich das der ökonomischen Sphäre: Hochschulen treten in einen quasi marktwirtschaftlichen Wettbewerb ein; sie verfügen über externe Hochschulräte, die den Aufsichtsräten von Unternehmen nacheifern sollen; ihre Verwaltungen orientieren sich an den Prinzipien modernen Managements; Studiengänge werden auf den Arbeitsmarkt ausgerichtet und somit angeblich effizienter gemacht. Die Öffentlichkeit honoriert diese Reformanstrengungen und manches davon mag den Hochschulen auch wirklich helfen.

Nur befremdet der nicht selten unerschütterliche Glaube an die generelle Wirksamkeit und moralische Überlegenheit dieser Ökonomisierung. Nicht einmal das Scheitern der New Economy hat den glatten Durchmarsch des ökonomischen Werte- und Begriffssystems bremsen können. Spätestens das Platzen dieser Blase naiver Heilsversprechungen hätte der Gesellschaft zeigen müssen, dass die von ihr angebeteten Helden des Wirtschaftslebens auch nicht intelligenter oder erfolgreicher sind als die Mitglieder der akademischen Welt oder anderer Berufsgruppen.

Universität als "Zubringer"

Der einzige, allerdings entscheidende Unterschied: Die einen verdienen ihr Geld im Markt, die anderen sind vom demokratisch organisierten Wohlwollen der Steuerzahler abhängig. Diese Abhängigkeit drängt die akademischen Akteure in die Defensive, zumal ihnen jenes immaterielle Kapital abhanden gekommen ist, mit dem sie in den Jahren nach 1968 ihre ökonomische Schwäche kompensieren konnten: eine visionäre Idee ihrer Aufgaben. "Kritische Intellektualität und Emanzipation als Ergebnis der Arbeit in und mit Wissenschaft sind keine Kategorien mehr", klagt der Hochschuldidaktiker Michael Daxner. Die Universitäten beschränkten sich nur noch auf eine "Zubringerfunktion" für den Wissens- und Arbeitsmarkt kein Wunder also, dass sie auch von den Medien nur noch nach den Kriterien des Marktes bewertet werden.

Dass die Geistes- und Sozialwissenschaften in dieser Marktkonkurrenz einen besonders schweren Stand haben, liegt nahe. Der ehemalige Vorsitzende des Wissenschaftsrates, Dieter Simon, hat errechnet, dass sich die Bundesrepublik etwa 6000 Geisteswissenschaftler leistet. Wie aber lässt sich genau diese Zahl mit einem objektiv vorhandenen Bedarf begründen? Warum also nicht nur 5000 oder 4000, wenn sich der Erfolg der Hochschulen primär nach ökonomischen Kriterien bemisst? Oder konkreter: Um ein Dutzend fernsehtaugliche Historiker zu produzieren, die nebenbei noch den populären Buchmarkt regelmäßig beliefern, muss

diese Gesellschaft nicht auch noch Hunderte von namenlosen Geschichtswissenschaftlern finanzieren.

Mehr als ein Konzern

Eine gefährliche Rechnung und doch ist sie unvermeidlich, solange die Geisteswissenschaftler der Ignoranz der Finanzminister nichts entgegensetzen, was die Wähler (und auch hier wieder die Medien) von der Notwendigkeit des scheinbar Nichtnotwendigen überzeugen könnte. Wenn die emanzipatorischen Konzepte also verblasst sind, sind sie entweder wiederzubeleben oder es müssen neue her. Andernfalls wird der vielzitierte Paradigmenwechsel den Abbau der Geisteswissenschaften noch beschleunigen.

Diese Gesellschaft will oder kann offenbar nicht mehr verstehen, dass die Idee der Universität mehr ist als ein ordentlich organisierter Konzern, der in der einen Fabrik Glühlampen und in der anderen Elektromotoren produziert. Wenn ein führender Bosch-Manager, den es in den Tübinger Universitätsrat verschlagen hat, unbekümmert erklärt, der Unversitätsbetrieb könne "viel von den Abläufen eines voll dem internationalen Wettbewerb ausgesetzten Großunternehmens wie Bosch lernen", dann zeugt allein schon die Diktion vom Siegerlächeln des Wirtschaftskapitäns, der dieser schlappen Uni mal ein bisschen Dampf machen will. Dass diese Hochschule weltweit Hunderte von Uni-Partnerschaften unterhält und sich damit eben dieser internationalen Konkurrenz um Wissen und Ideen seit vielen Jahrzehnten aussetzt, wird einfach ausgeblendet.

Eigene Wege gehen

Dass, andererseits, die Hochschulen hier und da provinziell und wenig produktiv sind, sei unbestritten. Doch, um im Bilde zu bleiben, auch in mancher schwäbischen Bosch-Werkstatt werkeln lustlose und schlecht ausgebildete Mechaniker, die ihre Kunden verzweifeln lassen. Warum also diese Arroganz, diese fixe Idee, dass die Universitäten nach den Rezepten der Manager gesunden könnten?

Die Universität muss ihre eigenen Wege gehen, sie muss von den erfolgreichen Konkurrenten im Ausland lernen, sie muss sich für die Außenwelt sichtbar ihrer Stärken versichern und ihre Schwächen bekämpfen. Die Gesellschaft wird das honorieren. Und die Medien werden solche Erfolge zur Kenntnis nehmen.

Topthema

Im Clinch mit den Kollegen



Joachim Knappe ist Professor für Allgemeine Rhetorik und Mitglied des Redaktionsbeirats von *attempo!*.

Spektakuläre Streitfälle zwischen Gelehrten sind auch an der Tübinger Universität selten. Aber wenn einer sich um die Lösung eines großen Rätsels bemüht, kann er zur Zielscheibe anders denkender Kollegen werden. So geschehen im Tübinger Troia-Streit, der die typischen Merkmale einer großen Wissenschaftskontroverse aufweist.

Wenn es das Troia gab, von dem Homer erzählt, dann war auch der Troianische Krieg möglich, ja, und dann ... dann könnte der Zug der Hellenen nach Troia tatsächlich ein Schlüsselereignis bei der Konstitution des Griechentums gewesen sein (THUKYDIDES, 5. Jh. v. Chr.), dann könnte Rom seinen Herrschaftsanspruch aus Troia geerbt haben (VERGIL, 1. Jh. v. Chr.), dann könnten die Ahnen des deutschen Kaisergeschlechts der Habsburger Troianer gewesen sein (MAXIMILIAN I., um 1500), ja, und dann könnten sich "die stärksten Wurzeln der europäischen Kultur in Anatolien befinden" (AHMET N. SEZER, türkischer Staatspräsident, 2001).

Das ist die rhetorische Kraft des Faktischen: Aus Tatsachen lassen sich "auf die Struktur des Wirklichen gegründete Argumente" gewinnen. Und wenn es dabei um ein politisch-kulturelles Anfangsereignis wie den Troianischen Krieg geht, das literarisch kondensiert als eine Art mythischer Urknall



DER VORHANG ZU und alle Gräben offen...

Karikatur: Buchegger

scientific community akzeptiert werden.

Große Kontroversen treten auf in Phasen des Methoden- oder Paradigmawechsels oder aber wenn jemand überraschend Antworten auf eine bestimmte Sorte klärungsbedürftiger Fragen gibt, die man etwas emphatisch (Rätsel nennen kann. Bei einem Rätsel herrscht weitgehender Konsens über seine (vorläufige) Nichtklärbarkeit. Die Fachleute sind sich einig, dass hier das bekannte beziehungsweise anerkannte methodische Instrumentarium nicht greift, etwa weil die Materialbasis zu lückenhaft, zu komplex, oder die Sache unter den gegebenen Bedingungen in ihrer Struktur nicht durchschaubar ist. Große Rätsel, insbesondere die Rätsel erster Anfänge, beschäftigen die Phantasie und finden das Interesse der breiten Öffentlichkeit.

Der Fall Troias ist ein solches Rätsel. Schon die literarische Überlieferung der 'Ilias' und Homers Autorschaft sind rätselhaft und führten seit dem 18. Jahrhundert zu lang andauernden Philologendebatten. Vor allem aber stellte sich seit der Antike die Frage, ob und wie der literarische Text auf historische Fakten Bezug nimmt. Bis zu Schliemanns 1871 begonnenen Ausgrabungen war man überzeugt, dass das Rätsel mangels sekundärer, also außerliterarischer, historisch verwertbarer Sach- oder Schriftquellen unlösbar sei. Schliemann aber stellte die Behauptung auf: Es gibt archäologische "Quellen", die sich unter dem anatolischen Hügel Hisarlik, nahe dem Bosphorus, verbergen; sie bezeugen das Troia Homers. Im 20. Jahrhundert formulierten dann Altorientalisten als weitere These: Es gibt auch Schriftquellen in Form hethitischer Dokumente, die von einer mit Troia gleichzusetzenden Stadt Wilusa berichten.

Damit wurde das Rätsel gewissermaßen auf das Niveau klärungsbedürftiger Fragen abgesenkt, denn es zeichnete sich ab, dass man mit den bekannten Methoden der grabenden Archäologie und der schrifthermeneutischen Geschichtswissenschaft neue Tatsachen-Wahrscheinlichkeiten ermitteln konnte und damit endlich die Grundlage für (historische Troia-Theorien hatte.

Der Streit

Dem Tübinger prähistorischen Archäologen Manfred Korfmann fiel mit seinen 1988 übernommenen Troia-Grabungen faktisch die Aufgabe zu, die bis dato bestehenden (historischen Troia-Hypothesen zu falsifizieren. Sein Ergebnis lautet: Troia war eine relativ große Stadt. Die vorhandenen Hypothesen sind archäologisch nicht zu falsifizieren, sondern zu unterstützen. Korfmanns Grabungen sind in zahlreichen Bänden der Reihe 'Studia Troica' penibel dokumentiert, seine Befunde und Deutungen gingen 2001 in den Begleitband zur Stuttgarter Troia-Ausstellung (17. 3. 17. 6. 2001) ein. Die in weiteren Städten erfolgreich gezeigte Ausstellung rief den Tübinger Althistoriker Frank Kolb mit einem Interview in der 'Berliner Morgenpost' (17. 7. 2001) auf den Plan. Er trat an, die von Korfmann fortgeschriebenen historischen Troia-Hypothesen im Detail und im Ganzen zu falsifizieren. Kolbs apodiktisch vorgetragenes Ergebnis lautet: Korfmanns Troia war nur ein kleiner Ort. Die literarische Konstruktion der 'Ilias' (Ort, Personen, Ereignisse) lässt sich nicht an eine historische Rekonstruktion heranführen; Homers Troia bleibt Fiktion, allenfalls weiterhin ein Rätsel.

von Generation zu Generation weitergereicht wurde, dann versprechen derartig fundierte Argumentationen oder Behauptungen großen Erfolg; nicht erst in der faktengläubigen modernen Welt. Sowie aber der Ausgangsfeststellung ("es gab Troia") das Prädikat "Fiktion" angeheftet wird, schwindet die Kraft der genannten Argumentationen.

Damit sind wir beim konkreten Fall des Tübinger Troia-Streits und zugleich bei einem Standardmerkmal großer wissenschaftlicher Kontroversen: Regelmäßig geht es bei ihnen auch um wissenschaftsexterne Aspekte politischer, kultureller oder ideologischer Art, die erst eigentlich das öffentliche Interesse hervorrufen. Es sind die Brisanz erzeugenden sozialkommunikativen Weiterungen des konflikträchtigen Einzelfalls.

Das Rätsel

Wissenschaft gibt methodisch erarbeitete und nachprüfbar Antworten auf klärungsbedürftige Fragen. Darin besteht das Alltagsgeschäft der Forschung. Spektakuläre Wissenschafts- oder Gelehrtenkontroversen gibt es dabei gewöhnlich nicht, weil die Ergebnisse normalerweise aufgrund ihrer unstrittigen methodischen Herleitung rasch in der

In der Folgezeit entspann sich der Tübinger Troia-Streit um Korfmanns Grabungsergebnisse mit ungewöhnlicher Schärfe, so dass Eberhard Schaich, Rektor der Tübinger Universität, zu der Feststellung veranlasst wurde, "die Tonlage der Auseinandersetzung" sei derart "in Unordnung geraten, dass die sachlich-fachlichen Argumente fast verschwinden". Das aber ist nichts Ungewöhnliches bei großen Wissenschaftskontroversen. Sie spielen sich auf drei Ebenen ab: auf der persönlichen, auf der wissenschaftsinternen und auf der wissenschaftsexternen.

Im persönlichen Bereich werden bei solchen Kontroversen auch alte Freunde nicht selten zu erbitterten Feinden mit allen entsprechenden psychosozialen Reaktionsformen. Dabei kann der in der Wissenschaft üblicherweise gepflegte, rituelle Kommentarkampf in einen Vernichtungs-Kampf umschlagen, bei dem Argumente ad personam wie Leistungszweifel, schonungslose Abqualifizierungen, Bestreiten der Kompetenz, Unterstellen von fragwürdigen Motiven oder Charakterschwächen eine große Rolle spielen.

Die Kontroverse betritt auf der nächsten Stufe die wissenschaftsinterne Bühne. Aus dem bilateralen Schlagabtausch zwischen zwei Forschern, etwa auf dem Wege fachinterner Diskussion oder Rezension, wird nun eine Gruppenauseinandersetzung. Im Troia-Fall brach Korfmanns Position durch die Angriffe Kolbs nicht sogleich in sich zusammen, sondern wurde von einer Reihe namhafter Wissenschaftler verteidigt. Auf der Gegenseite formierte sich parallel eine Gruppe Gelehrter, die sich dem Herausforderer Kolb anschlossen. Dies deutet darauf hin, dass die strittigen Forschungsergebnisse Korfmanns nicht einfach unter der Rubrik 'Verstoß gegen die *leges artis*' abbuchbar waren (wie etwa bei Däniken), worauf man sich schnell hätte einigen können, sondern mit komplizierten Fragen des Methodendesigns, der Methodensicherheit und des daran hängenden Wahrscheinlichkeitskalküls zu tun haben mussten.

Wenn scientific controversies diese Ebene erreichen, kann man davon ausgehen, dass unter den Kontrahenten Dissens bezüglich bestimmter Hintergrundannahmen (back-ground assumptions) aufgetreten ist. Daraus können sich nach Baltas drei Arten von Kontroversen ergeben: Oberflächenkontroversen (surface controversies), Kontroversen aufgrund divergenter Interpretationsannahmen (unshared interpretative assumptions) und Tiefenkontroversen (deep controversies). Der Tübinger Troia-Streit bewegt sich zwischen der ersten und zweiten Kategorie. Beide Parteien hängen denselben orthodox-positivistischen Methodenvorstellungen an, sind sich über die entsprechenden wissenschaftstheoretischen Implikationen einig, nicht aber über die korrekten Arbeitsweisen, hinreichenden methodischen Schritte und zulässigen Schlussfolgerungen. So stellt Kolb die für ihn entscheidende Frage, ob Korfmanns Grabungen allein den Schluss zulassen, in Nordwestanatolien habe sich ein großes städtisches Handelszentrum, nämlich Troia befunden. Seine Argumentation stützt sich unter anderem auf einen Vergleich mit den großen Handelsstädten des südlichen Mittelmeerraumes und bestätigte die Zweifler beträchtlich.

Grundsätzlichere, über eine Kunstfehlerdiskussion hinausgehende Fragen warf der Tübinger Archäobiologe Hans-Peter Uerpmann auf. Er fragte, ob die schriftquellenbasierte Disziplin (Alte Geschichte mit ihren wie er es sieht stagnierenden Ergebnissen hier nicht besser den prähistorischen Archäologen mit ihren anders gearteten Betrachtungsweisen das Feld überlassen sollte. Für die Gelehrtenrepublik ein Grund zum Aufhorchen: Der Fall avanciert so zu einem Rangstreit der historischen Disziplinen. Im Raum stehen plötzlich sehr weit reichende Fragen: Gibt es eine historische Leitdisziplin (die Geschichtswissenschaft), die die anderen historisch forschenden Fächer als (Hilfswissenschaften betrachten und kontrollieren kann? Müssen oder können sich die Altertumswissenschaften überhaupt gegenseitig kontrollieren? Wer darf (Geschichte formulieren und damit konstruieren?

Zur großen Wissenschaftskontroverse gehört immer auch die dritte Ebene, die der externen, öffentlichen Debatte. In modernen Gesellschaften müssen Wissenschaftler in wichtigen Fällen die externe Öffentlichkeit suchen, wie es Frank Kolb und (mit seinen Ergebnissen auch schon früher) Manfred Korfmann einschließlich ihrer Kombattanten getan haben. Wenn sich alle großen Zeitungen und Sender für die Angelegenheit interessieren, wie es in ungeahnter Weise im Troia-Streit eingetreten ist, dann bestätigt das nur die gesellschaftliche Bedeutung der Sache. Den Forschungsalltag ignoriert die Presse zumeist, doch wenn es um Fälle geht, bei denen die oben genannten sozialkommunikativen Weiterungen, gar ein europäischer Schlüsselmythos zur Verhandlung stehen, dann wird die Öffentlichkeit hellwach.

Man kann die Frage stellen, ob solche Dispute negative Folgen für das Bild der Wissenschaft in der Öffentlichkeit haben. Die Antwort kann nur (nein) lauten. Wissenschaftler haben in den sozialkommunikativen Prozessen moderner Gesellschaften Priester und Weise als maßgebliche Lieferanten jenes Wissens abgelöst, das sich für weitergehende Argumentationen nutzen lässt. Wissenschaftler sind Teil des öffentlichen Lebens und keine Bewohner des sprichwörtlichen Elfenbeinturms. Es dient der Wissenschaft, wenn sie sich als soziales Organ auch mit allen üblichen Kränkeleien zeigt. Das baut falschem Glauben an die Macht der modernen Wahrheitsfinder vor und weckt neues Verständnis für die Schwierigkeiten der Forschung.

Die Lösung

Im Verlauf der Debatte wurde klar, dass sich der Konflikt wie in solchen Fällen üblich nicht schnell auflösen würde. Ungeachtet dessen tat der Tübinger Rektor Schaich das einzig Richtige, als er die feindlichen Lager für den 14. und 15. Februar 2002 zu einer öffentlichen Disputation in das Auditorium Maximum der Universität einlud. Solch ein ritualisierter, vorläufiger Schlusspunkt musste auch im Interesse des Universitätsfriedens gesetzt werden. Wie zu erwarten, suchten die Parteien auf dieser Bühne letztlich keine neuen Wege, wozu es mehr theoretisch orientierter Wissenschaftsphantasie bedurft hätte, sondern bezogen Verteidigungspositionen.

Entsprechend groß war die Enttäuschung in den Medien. Ernüchterung und Ratlosigkeit sind eingetreten. Die ungeschickt mit Folien hantierenden alten Herren in schlecht sitzenden Anzügen seien am Ende nicht weiter gekommen, hieß es sarkastisch in der Presse. Konflikte über ungewöhnliche Fragen dieser Art brauchen, wenn sie einmal so weit gekommen sind, immer wieder Neuansätze. Sie klären sich nicht durch retrospektive Wiederholungen, lassen sich auch nicht leicht mit Handwerkermentalität und gewöhnlichen Schulmethoden lösen. Vielleicht beginnt die eigentliche Diskussion erst jetzt. Jede Seite wird mit Recht weiter an ihrer Argumentation

arbeiten, aber wahrscheinlich muss die nächste Forschergeneration doch ganz neue Fragen stellen, das Troia-Problem theoretisch neu perspektivieren und insgesamt neue Wege beschreiten.

Dies sei abschließend durch ein Gedankenexperiment verdeutlicht: Haben die streitenden Parteien etwa die richtige Prämisse, wenn sich beide um die Existenz einer großen Handelsstadt Troia streiten? Vielleicht war der Troianische Krieg ein Unternehmen, bei dem die bauliche Größe der umkämpften Stadt Homer hin oder her gar keine Rolle spielte? Herrschaft und Macht können sich auch auf ganz andere Infrastrukturen gründen. Zumindest ist das die Sicht eines bekannten Historikers, der schreibt: "Zwar dass Mykene klein war oder sonst eine der damaligen Burgen heut unbeträchtlich wirkt, wäre kein ganz sicheres Zeichen, um zu zweifeln, ob die Heerfahrt so großartig war, wie die Dichter sie dargestellt haben und die Sage geht. Denn wenn Sparta verödete und nur die Tempel und Grundmauern der Bauten blieben, würden gewiss die Spätern nach Verlauf langer Zeit voller Unglauben seine Macht im Vergleich zu seinem Ruhm bezweifeln und doch haben die Spartaner vom Peloponnes zwei Fünftel zu eigen und sind die Vormacht des Ganzen und noch vieler Verbündeten außerhalb; aber da sie nicht in einer Stadt beisammen wohnen und keine kostbaren Tempel und Bauten haben, sondern nach altgriechischem Brauch dorfweise siedeln, so könnte Sparta eher armselig wirken. Wenn es aber Athen ebenso ginge, so würde seine Macht nach der sichtbaren Erscheinung der Stadt doppelt so hoch geschätzt werden, als sie ist. Also ist kein Grund zu zweifeln und auf die Pracht einer Stadt mehr zu geben als auf ihre Macht, sondern ist glaublich, dass der Troische Krieg wirklich der bedeutendste war aller früheren, jedoch zurückbleibt hinter den heutigen, wenn man sich auch hier wieder auf die Dichtung Homers verlassen will, der ihn als Dichter sehr wahrscheinlich überhöht hat: auch so erweist er sich noch als recht bescheiden." (THUKYDIDES: Geschichte des peloponnesischen Krieges; Einleitung 10; dt. v. G. P. LANDMANN) Der Hügel Hisarlik und seine Umgebung bleiben interessant, und selbst Frank Kolb wird die (historische Akte Troia nicht sang- und klanglos schließen wollen.

Literatur zum Weiterlesen

- A. BALTAS: Classifying Scientific Controversies. In: Machamer u.a. 2000.
- H. HELLMANN: Zoff im Elfenbeinturm. Große Wissenschaftsdispute. dt. 2000.
- P. KITCHER: Patterns of Scientific Controversies. In: Machamer u.a. 2000.
- T. S. KUHN: Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen. dt. 1967.
- P. MACHAMER u. a. (Hg.): Scientific Controversies. 2000.
- M. PERA: Rhetoric and Scientific Controversies. In: Machamer u.a. 2000.
- C. PERELMAN: Das Reich der Rhetorik. dt. 1980.
- R. V. SCHOMBERG: Der rationale Umgang mit Unsicherheit. Die Bewältigung von Dissens und Gefahren in Wissenschaft, Wissenschaftspolitik und Gesellschaft. 1995. Troia. Traum und Wirklichkeit. Begleitband zu Ausstellung. 2001.

Topthema

525 Jahre Universität Tübingen doch 425 Jahre ohne Frauen



Maja Heiner, Professorin für Erziehungswissenschaft (Sozialpädagogik), ist seit 1996 Frauenbeauftragte der Universität Tübingen.

Chancengleichheit der Geschlechter an der Universität Tübingen? Darum ist es auch zum 525. Geburtstag schlecht bestellt - vor allem im Bereich der Lehre. Der Anteil an Studentinnen steht in krassem Gegensatz zum Anteil an Professorinnen. Wie viele Jahre Gleichstellungspolitik braucht es noch, um dieses Missverhältnis zu korrigieren? Eine Bilanz zur Geschichte der Frauenförderung an der Universität Tübingen.

Noch nicht einmal 100 Jahre ist es her, dass Frauen zum Studium an der Universität Tübingen offiziell zugelassen wurden. Und selbst dies geschah im Mai 1904 nur auf einen entsprechenden Erlass des württembergischen Ministeriums des Kirchen- und Schulwesens und gegen den erklärten Willen des akademischen Senats der Universität.

Zuvor war das Studieren für Frauen nur in Einzelfällen mit einer offiziellen Ausnahmegenehmigung möglich und auch dann nur, wenn sich die jeweiligen Professoren nicht dagegen verwehrt. Was diese vielfach taten - auch noch nach 1904! Die erste Frau, die trotz dieser Widerstände die Ehre zuteil wurde, zumindest als Hörerin die universitäre Bildung genießen zu können, war Mrs. Wilson aus Michigan/USA. Sie verfolgte im Wintersemester 1881/82 die Vorlesung von Professor Theodor Eimer zur "Entwicklungsgeschichte der Thiere" durch die geöffnete Tür aus einem Nebenraum. Die erste Studentin an der Universität Tübingen freilich nur "außerordentlich" immatrikuliert war Maria Gräfin von Linden. Sie durfte sich vom Wintersemester 1892/93 bis zum Sommersemester 1895 auf ihre Promotion in den Naturwissenschaften vorbereiten.

Im Sommersemester 1904 machten erstmals drei Frauen von dem neu erlangten Recht Gebrauch, sich als ordentliche Studierende immatrikulieren zu können. Der Frauenanteil bei den Studierenden lag



Professorinnen, sonst von Männern umgeben: die Kinderheilkundlerin Ingeborg Krägeloh-Mann, die Betriebswirtschaftlerin Renate Hecker und die Romanistin Maria Moog-Grünewald (von links).

festgeschrieben wurde. Dies war der Beginn der institutionalisierten Gleichstellungspolitik an den Hochschulen in Deutschland und somit auch an der Universität Tübingen.

Netzwerke gegründet

Im Juni 1986 wurde die erste Senatsfrauenkommission gewählt und damit beauftragt, einen Frauenförderplan für die Universität zu erarbeiten. Zwei Jahre später - im Juni 1988 - wurde dieser Plan nach zahlreichen kontroversen Diskussionen, kritischen Stellungnahmen, Sitzungen, Versammlungen und Sondervoten schließlich verabschiedet. Im Januar 1989 wurde dann die Professorin Doris Knab vom Senat zur ersten Frauenbeauftragten der Universität Tübingen gewählt. Kurz darauf konnte auch das Büro der Frauenbeauftragten seine Arbeit aufnehmen.

In der sich daran anschließenden Institutionalisierungs- und Etablierungsphase wurden in den Fakultäten Frauenbeauftragte und Frauenkommissionen gewählt und ihre Arbeitsfelder und Mitwirkungsrechte geklärt. Auf zentraler Ebene sorgte die Universitätsfrauenbeauftragte für den Aufbau der Kooperation mit den zentralen Gremien, der Verwaltung und den Ministerien. Sie kümmerte sich auch um die Gründung überregionaler Netzwerke der Hochschulfrauenbeauftragten auf Landes- und Bundesebene.

Im Laufe von mehr als zehn Jahren autonomer und institutionalisierter Gleichstellungspolitik an der Universität Tübingen hat sich einiges getan. Die Anteile an Professorinnen sowie an Frauen, die promovieren und sich habilitieren, sind gestiegen. Zahlreiche Initiativen und Maßnahmen wurden entwickelt und umgesetzt, wie zum Beispiel die Eröffnung der Kindertagesstätte Mauerstraße und die Integration der Gleichstellung in die leistungs- und belastungsbezogene Mittelvergabe. Zahlreiche Arbeitstagen, Diskussions- und Informationsveranstaltungen und Broschüren zu Fördermöglichkeiten, zur Vereinbarkeit von Studium, Wissenschaft und Familie und vieles mehr haben die Bemühungen in den Gremien ergänzt.

Dennoch besteht weiterhin eine Reihe gravierender Defizite wie beispielweise die wenig transparente Vergabe von Nachwuchsstellen, die Bevorzugung von Männern bei der Vergabe von Planstellen oder die Benachteiligung von Wissenschaftlerinnen beim peer-reviewing. Dementsprechend steigen die Frauenanteile in den verschiedenen Stadien der akademischen Laufbahn viel zu langsam an.

Vorurteil Bevorzugung

Atmosphärisch hat die Gleichstellungspolitik noch immer mit dem Vorurteil zu kämpfen, es gehe um die ungerechtfertigte Bevorzugung von Frauen. Das Gerücht, das Wissenschaftsministerium würde auf dem zweiten Listenplatz genannte Wissenschaftlerinnen bei Berufungen vorziehen, wird noch immer gegen Frauen eingesetzt, obwohl es in Baden-Württemberg noch keinen solchen Fall gegeben hat. Und noch immer werden die Ursachen der Unterrepräsentanz häufig individualisiert oder als außerhalb des Einflussbereichs der Hochschule liegend betrachtet.

Die Erfahrungen der Frauenbeauftragten in den vergangenen zehn Jahren haben deutlich gemacht, was im Grundsatz bereits zu

damit bei 0,2 Prozent. Heute sind es 53,6 Prozent Studentinnen. Wie viele Professorinnen stehen ihnen wohl gegenüber? 50 Prozent, 25 Prozent 15 Prozent oder 5 Prozent? (Auflösung des Rätsels am Ende des Beitrages!)

Erste Frauen-Ringvorlesung

Wie viele Jahre Gleichstellungspolitik werden also noch notwendig sein, um tatsächliche Chancengleichheit für beide Geschlechter an den Hochschulen herzustellen? Warum wurde nicht mehr für die Förderung des weiblichen wissenschaftlichen Nachwuchses getan? Wie und seit wann gibt es eigentlich Gleichstellungspolitik an der Hochschule?

Als im Jahr 1977 die Universität ihr 500-jähriges Gründungsjubiläum feierte, bildeten sich im Kontext der neuen Frauenbewegungen zahlreiche Studentinnengruppen, die sich mit dem Hochschulsystem kritisch auseinandersetzten. Sie monierten, dass Frauen zwar studieren durften, aber im akademischen Mittelbau und erst recht bei den Professuren deutlich unterrepräsentiert waren. Auch der Androzentrismus des wissenschaftlichen mainstream wurde durch die Analyse vieler Beispiele aufgedeckt.

Eine fächerübergreifende Studentinnengruppe organisierte damals in der Neuen Aula eine Gegenausstellung zum Universitätsjubiläum. Die erste - von Studentinnen organisierte - Frauenringvorlesung gab es im Wintersemester 1981/82. Weitere folgten in den nächsten Jahren, dann bereits in etablierter Form, im Rahmen des Studium Generale.

Die eklatanten Gleichstellungsdefizite an den deutschen Hochschulen und der außerparlamentarische Druck, Maßnahmen zur Gleichstellung der Geschlechter zu ergreifen, führte dazu, dass bei der Novellierung des Hochschulrahmengesetzes im Jahr 1985 die Gleichstellung von Männern und Frauen erstmals als gesetzlicher Auftrag der Hochschulen

Beginn der institutionalisierten Gleichstellungspolitik klar war: Die Gleichstellung von Frauen und Männern in Studium und Wissenschaft kann nur als Querschnittsaufgabe effektiv vorangetrieben werden!

Frauen sind noch immer vereinzelte Nachzüglerinnen der Alma Mater. Das (old-boys-network) funktioniert nach wie vor und besser als die ersten Ansätze zur Vernetzung unter Wissenschaftlerinnen über Mentoring-Programme. Aufgrund der strukturell wirksamen 90 Prozent-Männerquote in Gremien ist die Gleichstellungspolitik auf männliche Bündnispartner angewiesen. Gleichstellungspolitik braucht also Männer ohne Angst vor weiblicher Konkurrenz, mit Lust auf die Übernahme familiärer Verantwortung und mit einer Vision: Der Vision einer egalitär organisierten Wissenschaft, in der die Qualität von Forschung und Lehre im Mittelpunkt aller Bemühungen steht.

Übrigens lautet des Rätsels Lösung: Der Frauenanteil bei den C3- und C4- Professuren liegt derzeit bei 7,4 Prozent, ein Wert, den der Studentinnenanteil bereits im Wintersemester 1917/18 erreicht hatte!

[

Topthema

Dicker und schicker

Die Zeit geht auch am Druckbild von Vorlesungsverzeichnissen nicht spurlos vorüber. Ein Vergleich der Ausgaben von Sommersemester 2002 und 1977 zeigt, was sich an der Tübinger Universität bewegt hat.

Mag sich auch die Universität verändern, "das Vorlesungsverzeichnis (VV) bleibt immer gleich!" Diese Überzeugung ist weit verbreitet, aber ziemlich falsch. Schon rein äußerlich betrachtet: Gut 70 Jahre kam das VV in Schwarz auf Beige mit dem Merian-Stich von 1643 daher. Seit dem Sommersemester 2000 glänzt es nun in Orange (Pantone 151 C) auf Blau (Pantone 280 C) mit dem neuen alten Palmen-Logo und dem Schriftzug EBERHARD KARLS UNIVERSITÄT TÜBINGEN (jetzt ohne Bindestriche). Im Inneren des VV von 1977 fand sich noch das große Prunksiegel mit der Christusdarstellung und dem Johanneszitat "Ego sum via, veritas et vita". Doch nun hat unvermeidlich auch in die Universität Corporate design Einzug gehalten, vor wenigen Jahren noch undenkbar für dieses Reich mit zahllosen kleinen und mittleren Fürstentümern.

Und wie sieht's innen aus? Ein quantitativer Vergleich ergibt: Der Umfang ist in den vergangenen 25 Jahren von 430 auf 512 Seiten angewachsen. Der Zuwachs geht zur Hälfte auf die allgemeinen Seiten zurück, zur Hälfte auf die Ausweitung in den Fakultätsteilen. Die Studentenzahlen haben sich weniger dramatisch entwickelt, wie die nach wie vor obligatorisch im VV abgedruckte Statistik ausweist. Sie stiegen von 18 443 auf 20 342 (nachdem sie zwischendurch im Jahre 1993 über 26 000 geklettert waren, inzwischen aber wieder "langzeitstudierendenbereinigt" worden sind). Signifikant verändert hat sich dagegen die demographische Zusammensetzung der Studierendenschaft: 1977 kamen auf zwei Studenten eine Kommilitonin, heute sind die Frauen mit über 53 Prozent in der Mehrheit. Der Ausländeranteil hat sich gleich verdreifacht: von fünf auf über 15 Prozent.

Blättern wir noch mal nach vorne: Die U2 (Umschlagseite 2) gehört der Werbung. Hier wird ein Zeitgeistwandel deutlich, wenn wir davon ausgehen, dass die Hauptzielgruppe des VV Studierende sind. 1977 wurde die U2 von den Tübinger Corps im Köseiner SC-Verband belegt, da hinkte das VV offenbar noch dem Zeitgeist hinterher, jetzt wirbt dort die Deutsche Bank mit "Private Banking". Die U4 wird nach wie vor von den Tübinger Buchhandlungen beherrscht. Die Vielfalt ist deutlich größer geworden: statt früher sieben sind es heute elf.

Das Herz der Universität sind die Fakultäten. Auch da hat sich in den 25 Jahren einiges getan. 1977 gab es 17 Fachbereiche diese Etikettierung der Hochschulreform wurde 1979 wieder zurückgenommen heute gibt es nun 15 Fakultäten. Und das, obwohl mit der Fakultät für Informatik eine ganz neue geschaffen wurde! Chemie und Pharmazie wurden zu einer Fakultät zusammengelegt, nach jahrelangem Tauziehen fusionierten in den 90er-Jahren die Fakultäten für Theoretische und Klinische Medizin, vor einem Jahr gingen Philosophie und Geschichte die Ehe ein. Der Konzentrationsprozess ist durch die politischen Vorgaben von 20 Professuren als Mindestgröße einer Fakultät aber noch nicht abgeschlossen.

Strukturwandel sichtbar

Mit der Fakultät für Informatik wurde gegen erhebliche Widerstände in der Gruppenuniversität die erste technisch-ingenieurwissenschaftliche Fakultät an einer klassischen Universität eingerichtet, nachdem die Informatik als Studienfach eingeführt und Stück für Stück zunächst zum inter fakultären Wilhelm-Schickard-Institut ausgebaut und dann zur eigenständigen Fakultät ausgeweitet worden war. Die ist nun freilich, obwohl die Informatik inzwischen als Zukunftswissenschaft par excellence gilt, immer noch zu klein und sieht sich nach einem geeigneten Partner um.

Deutlicher Wandel wird auch im Vergleich der beiden Jahrgänge in der Fakultät für Biologie sichtbar. Die Kernbereiche Botanik, Mikrobiologie und Zoologie (1977 noch nüchtern mit Bio I bis III betitelt) haben sich deutlich in zahlreiche Arbeitsbereiche ausdifferenziert. Hinzugekommen sind zwei inter fakultäre Zentren in Gebieten, in denen besonders dramatische wissenschaftliche Entwicklungen durchlaufen werden: Molekularbiologie und Zellbiologie.

War der Trend zur fakultätsübergreifenden Zusammenarbeit im Vorlesungsverzeichnis 1977 noch weitgehend hinter den Kooptationen einzelner Professoren versteckt, so tritt er mittlerweile institutionell deutlich zum Vorschein: Zum Beispiel im inzwischen vereinigten Institut für Ur- und Frühgeschichte und Archäologie des Mittelalters, das zu den Fakultäten für Kulturwissenschaften und Geowissenschaften gehört, in der stark angewachsenen Zahl der Sonderforschungsbereiche oder in der ganz neuen Kategorie der "Interdisziplinären Arbeitskreise und Arbeitsstellen". Hier findet man zum Beispiel das Zentrum für Ethik in den Wissenschaften, an dem fünf Fakultäten teilhaben und das zu bundesweit einmaligen Professuren für Ethik in der Medizin und Ethik in den Biowissenschaften geführt hat. Tübingen ist nicht nur zur "Hauptstadt der Ethik" geworden, sondern auch der Neurowissenschaften: Auf der Basis mehrerer Sonderforschungsbereiche findet im "Kolloquium der Neurowissenschaften" ein lebhafter Diskurs von Biologen, Medizinern aller Couleur mit Psychologen, Biochemikern und Informatikern bis hinein in die Tübinger Max-Planck-Institute statt.

Viel Neues also, aber auch Dinge, die verlorengegangen sind: Die Vergleichende Sprachwissenschaft etwa, die Lehrstühle für Geschichte der Naturwissenschaften und Geschichte der Medizin. Weitere kleine Fächer sind in ihrer Existenz bedroht. Dafür blitzen über das ganze VV verstreut überall neue Fächer und Studiengänge auf, die neben Informatik und Bioinformatik in den letzten 25 Jahren hinzugekommen sind, etwa VWL International und Internationale BWL, Sportwissenschaft als Diplomstudiengang, Allgemeine Sprachwissenschaft, das Aufbaustudium Medienwissenschaft sowie die neuen Bachelor-Master-Studiengänge und die englischsprachigen Studienangebote.

Bei allem Wandel bleibt doch auch Kontinuität erkennbar, zum Beispiel in den Traditionsfakultäten der Theologien und der Jurisprudenz. Hier hat sich die Fakultätsgliederung kaum geändert, die Lehrstuhlbezeichnungen sind nahezu gleich geblieben. So gibt es in der evangelischen Theologie trotz Halbierung der Studierendenzahlen immer noch die Doppelbesetzung der Fächer mit einer dritten Spezialprofessur: Vom Alten Testament bis hin zur praktischen Theologie.

Für Studierende ist das überfachliche Angebot immens angewachsen. Angefangen bei den sozialen Diensten des Studentenwerks über die deutlich zahlreicheren Lehrveranstaltungen für Hörer aller Fakultäten, die mit dem schwarzen Punkt gekennzeichnet sind, bis hin zu den von der Universität institutionell getragenen Angeboten, von denen 1977 noch keine Spur erkennbar war: Fachsprachenzentrum, Universitätsradio, Studio Literatur und Theater, Initiative Studium und Beruf...

Aus der "Studentenschaft" von 1977 wurde 2002 "die Studierenden und ihre Vertretung". Kurz vor Abschaffung der Studentenschaft gab es 1977 noch ein Studentenparlament und den AStA als Exekutive. Heute nimmt der AStA die "fakultätsübergreifenden Studienangelegenheiten der Studierenden wahr und fördert die überregionale und internationale studentische Zusammenarbeit" (S. 42).

Und als besonderes Highlight muss erwähnt werden, dass die Universität nunmehr über ein eigenes Museum verfügt, in dem angefangen von den ältesten Kunstwerken der Menschheit Altertumswissenschaften und Ethnologie ihre schönsten Stücke als Anschauungsmaterial präsentieren.

Schließlich werden auch persönliche Karrieren im Vergleich der beiden Ausgaben des VV sichtbar und damit liest sich das Vorlesungsverzeichnis eben doch spannender als das amtliche Telefonbuch. Ein akademischer Oberrat von 1977 ist heute Universitätskanzler, der Oberbürgermeister einer nahegelegenen Großstadt war 1977 Leiter der Forschungsabteilung, ein Regierungsassessor im Rechtsamt von 1977 hatte es zwischenzeitlich gar zu einem veritablen Ministerposten gebracht.

[

Topthema

Mäusefallmaschine und Mohlsches Mikroskop



Dr. Uta Müller-Koch hat in Heidelberg und München Philosophie studiert und über ein wissenschaftstheoretisches Thema promoviert. Sie arbeitet als freie Redakteurin in Tübingen.

Historische Geräte, Versuchseinrichtungen, Original-Präparate und manche Kuriosität: Die Schätze, die mehr schlecht als recht in den Kellern der Tübinger naturwissenschaftlichen Institute lagern, dokumentieren ein Stück Kulturgeschichte. Sie wären es wert, in einem zentralen naturwissenschaftlichen Museum eine neue Heimat zu finden.

Wenn sich Keller und Schränke der naturwissenschaftlichen Institute der Universität Tübingen öffnen, lassen sie - neben vielem anderen - wahre Schätze zutage kommen. In fast allen Instituten werden Geräte, Instrumente, Präparate und ganze Forschungseinrichtungen aufbewahrt, von denen viele für die Öffentlichkeit interessant und lehrreich wären.

So auch im so genannten "Museum" der Biochemie. Unter den dort im Keller gelagerten Messgeräten und Forschungsinstrumenten finden sich Kuriositäten, die von der Kreativität und auch der handwerklichen Begabung der Forscher zeugen: Zum Beispiel die Mäusefallmaschine aus den 50er-Jahren, eigens konstruiert, um die Wirksamkeit von Insulin zu bestimmen. Dazu wurden gesunde Mäuse, denen man Insulin in unterschiedlichen Dosen gespritzt hatte, in steil aufgestellte Metallgitter-Röhren gesetzt. Weil Insulin vorübergehend die Hinterbeine lähmt, fielen sie - war die



Universal-Heliostat (mit Uhrwerk) von 1888. Mit diesem Gerät kann das Sonnenlicht gebündelt werden, etwa zur Beleuchtung von Mikroskopen - ausgestellt im Physikalischen Institut der Universität Tübingen.

Konzentration hoch genug - in den Röhren nach unten in einen Kasten. Dort wurden sie dann statistisch erfasst und durften sich von ihrem Schrecken erholen.

Geräte wie die Mäusefallmaschine, die auch ein Stück Forschungsgeschichte der Universität Tübingen dokumentieren, wären in einem naturwissenschaftlichen Museum der Universität am besten aufgehoben, meinen Prof. Dieter Mecke und Dr. Wieland Stock, die sich für die Schätze der Biochemiker verantwortlich fühlen. Die Biochemie ist zwar eine relativ junge Wissenschaft, aber bereits im 19. Jahrhundert wurde im Schloss Hohentübingen in einem chemischen Labor - der "Schlossküche" - destilliert und geköchelt. Davon zeugt etwa der alte Destillierkolben, eines der wenigen Stücke, die in der Vitrine im Eingangsbereich des Institutsgebäudes präsentiert werden. Neben vielen technischen Geräten, die in Forschung und Lehre heute ausgedient haben, besitzt die Biochemie auch eine wahre Rarität: ein original beschriftetes Nukleinsäure-Präparat von Friedrich Miescher (1844-1895), dem Tübinger Chemieprofessor, der 1869 in der Schlossküche diesen Baustein des Erbguts der Lebewesen entdeckte.

Braunsche Röhre und Geigerzähler

Spektakuläre Zeugnisse für die Entwicklung ihrer Wissenschaft in den vergangenen 150 Jahren haben auch die Tübinger Physiker zu bieten: Alte Messgeräte, die ersten Elektrifiziermaschinen aus den 30er-Jahren und als eine der Besonderheiten, original Braunsche Röhren. Sie wurden vom Tübinger Physikprofessor Karl Ferdinand Braun (1850-1918) konstruiert, der damit das bis heute gültige Funktionsprinzip aller Sichtrohre wie beispielsweise des Fernsehers schuf. Eine weitere Rarität ist ein Geigerzähler, den sein Erfinder, Physikprofessor Hans Geiger, um das Jahr 1920 selbst gebaut hat.

Aber auch neuere Geräte, die schon wieder antiquiert wirken, finden sich in den Schränken. Etwa der erste Computer des physikalischen Instituts, ein unförmiger großer Apparat aus den 70er-Jahren, der heute zwar belächelt, dennoch die Grundlage aller neuen kleinen und viel schnelleren Rechner ist. Die Geräte im physikalischen Institut sind sogar teilweise in Inventarbücher aufgenommen, so dass Herkunft und Alter bekannt sind, erklärt Dr. Heinrich Lindel, der sich um die Bestände kümmert.

Anlässlich der Ausstellung über Leonhart Fuchs im Jahr 2001 konnte man einen kleinen Teil dessen sehen, was die Botanik an forschungsgeschichtlich interessanten Exponaten zu zeigen hat. Neben den Originalen der Fuchsschen Kräutertafeln gibt es dort wertvolle optische Geräte, die im Moment sicher verwahrt im Keller ruhen. Mit ihnen lässt sich eindrucksvoll dokumentieren, wie sich für die Biologie - beginnend mit den ersten Mikroskopen - eine neue Forschungswelt aufgetan hat: Erst durch die Entwicklung dieser optischen Vergrößerungsgeräte, die ungefähr Mitte des 18. Jahrhunderts begann, wurden Zellen und Bakterien sichtbar. So konnten schließlich Phänomene erklärt werden, deren Ursachen zuvor wortwörtlich im Dunkeln lagen.

Die Geschichte der Mikroskopie ist am Botanischen Institut von ihren Anfängen an festgehalten; nicht nur durch die entsprechenden Instrumente, sondern auch durch viele Originalpräparate, welche die phantastische Erweiterung der Forschung in diesem Fach dokumentieren. Beispielsweise sind die Präparate und Mikroskope zu sehen, mit denen der Gründer der ersten naturwissenschaftlichen Fakultät in Deutschland, Hugo von Mohl, gearbeitet hat. Um die für seine Zwecke besten Mikroskope zu haben, hat Mohl sich selbst welche gebaut und auch die Linsen dazu selbst geschliffen.

Raritäten aus dem Müll

"Wir haben Geräte aus dem Müll geholt", berichtet Dr. Alfons Renz vom Botanischen Institut. Er befürchtet, dass einiges wieder dort landen wird, wenn seine Forschergeneration in den Ruhestand geht. Verhindert werden könnte dies nur durch eine Bestandsaufnahme aller in den naturwissenschaftlichen Instituten vorhandenen Geräte. Zwar benötigen einzelne Institute wie beispielsweise das anatomische ihre Exponate für die Lehre, doch gibt es insgesamt weit mehr interessante Objekte als gezeigt werden können.

Auch Prof. Wolfgang Lindemann von der Zahnklinik hat beeindruckende Stücke vor dem Mülleimer gerettet: Für die Moulagen - Wachsmodelle des (kranken) Mundraumes hat sich auch schon das Hygiene-Museum in Dresden interessiert. Aber noch bleiben sie in Tübingen. Manchmal ist es aber schon zu spät: "Beim Umzug der Chemie sind schon viele Sachen verloren gegangen", bestätigt Gerhard Riethmüller, der die Vorlesungsvorbereitung in der Experimentalchemie leitet und Sorge für die vielen Forschungsgeräte der Chemiker trägt.

Auch in anderen Instituten der Universität Tübingen sind Schätze oder zumindest spannende Zeugnisse der akademischen Forschung in Kellern und Schränken verborgen. Es besteht die Gefahr, dass ohne die Unterstützung der Universität noch mehr wertvolle Geräte auf dem Müll landen werden, die dann vermutlich keiner mehr herausholen wird. Viele Forscher bedauern es sehr, dass eine Menge Gegenstände nur verwahrt werden und verstauben, die es doch wert wären, der Öffentlichkeit präsentiert zu werden. Darum wünschen sie sich ein naturwissenschaftliches Museum für die Universität. Denn für die werterhaltende Aufbewahrung oder gar wissenschaftliche Aufarbeitung von Präparaten, Geräten oder Instrumenten fehlt den einzelnen Instituten Personal und Geld. Außerdem befürchten die Wissenschaftler auch, dass sich nach ihrer Pensionierung keiner mehr findet, der das Interesse und die Kenntnisse hat, sich weiter um die Bestände zu kümmern.

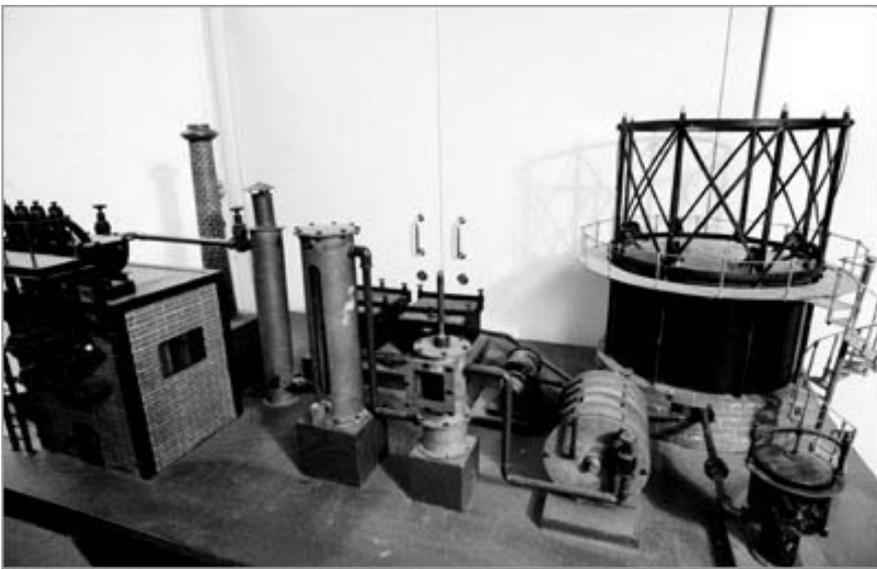
[

Bildthema

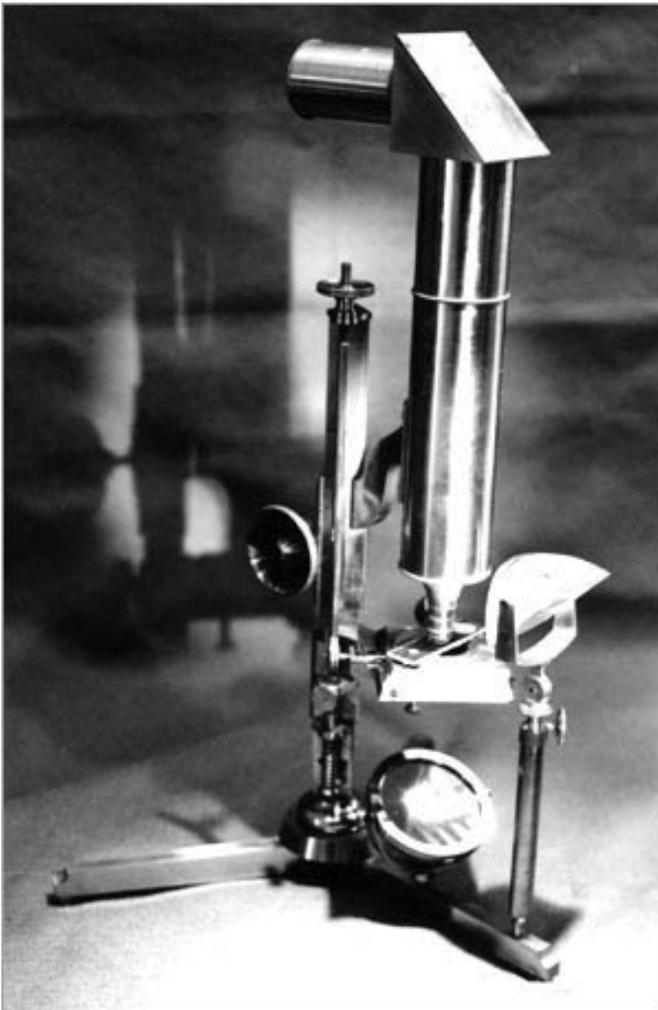
Unbekannte Schätze der Universität



Zirkelmikroskop von ca. 1790; Hugo von Mohl hat mit solchen Mikroskopen als Student gearbeitet (Botanisches Institut).



Modell eines Gaswerks vom Ende des 19. oder Anfang des 20. Jahrhunderts; das Modell funktionierte wie ein echtes Gaswerk und wurde in Vorlesungen in Betrieb gesetzt (Chemie).



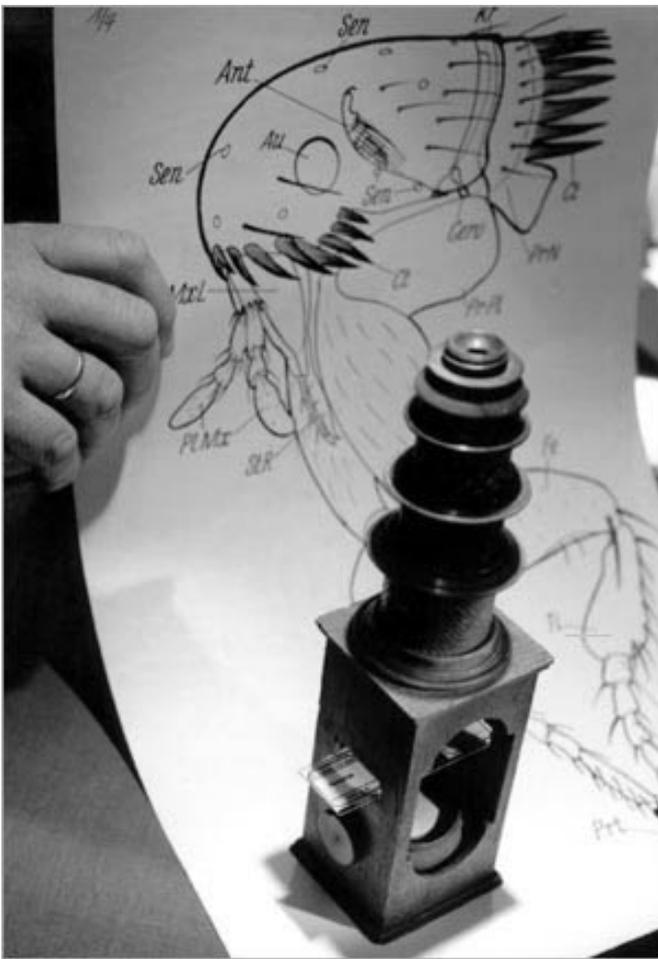
Ein seltenes großes Mikroskop mit Beleuchtungsprisma von Plössl, Wien. Es wurde zwischen 1841 und 1853 hergestellt und gehörte zu den besten Mikroskopen dieser Zeit (Botanisches Institut).



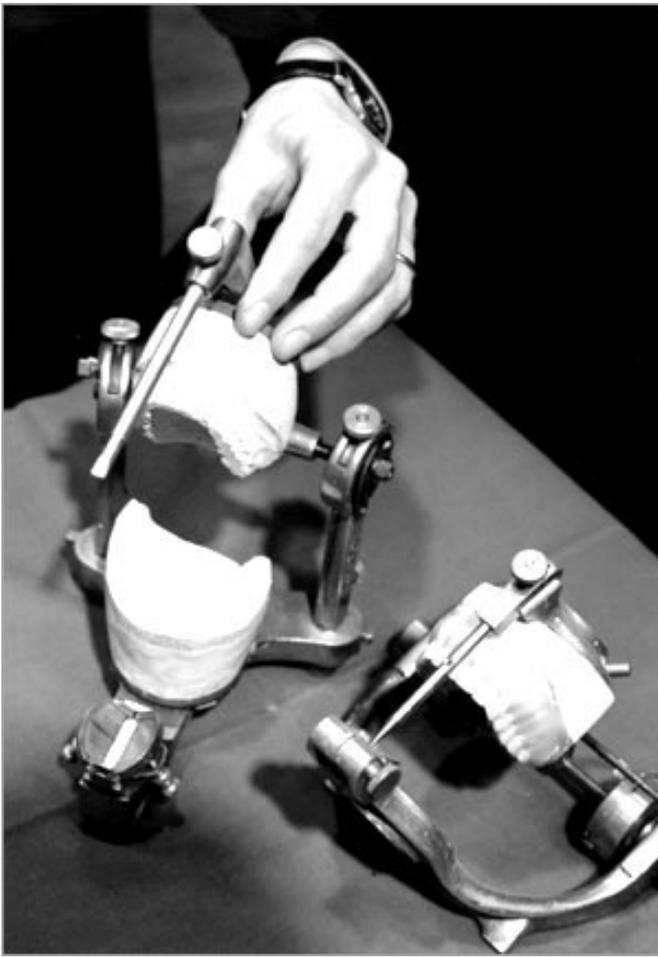
Kippscher Apparat zur Gewinnung verschiedener Gase aus dem 20. Jahrhundert (Chemie).



Reihenbrenner zum gleichmäßigen Erhitzen von Röhren; außerdem Korkpressen, zum Verschließen von Flaschen (Chemie).



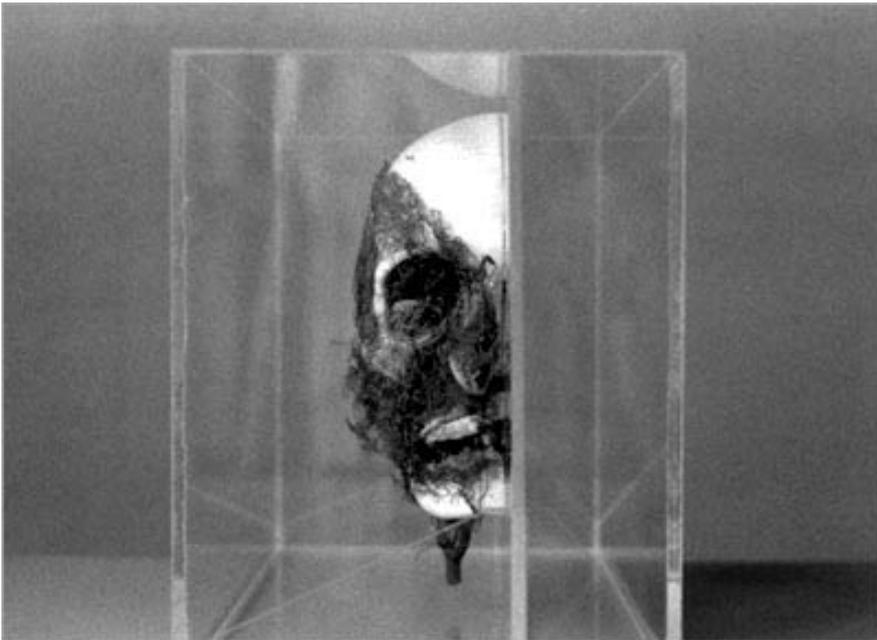
Nürnberger Mikroskop aus dem 18. Jahrhundert mit nur schwacher Vergrößerung, eher zur "Augenbelustigung"; dahinter Zeichnung des Kopfes eines Hundeflohs von Prof. Wenk; der Hundefloh war beliebtes Untersuchungsobjekt (Botanisches Institut).



Modelle von Gebissen aus dem 20. Jahrhundert (Zahnklinik).



Behandlungsstuhl mit der Statue der heiligen Appollonia, der Schutzheiligen der Zahnärzte (Zahnklinik).



Schädel mit Adergeflecht (Anatomie).



Originale Braunsche Röhre, von Prof. Braun selbst gebaut von ca. 1900; eine der ältesten vorhandenen Originalröhren (Physik).

Forschung

Echoortung unter Wasser

Tübinger Biologin erforscht das Jagdverhalten der Schweinswale.



Fledermäuse können sich mit Hilfe der Echoortung orientieren: Sie geben für Menschen nicht hörbare Ultraschalllaute von sich und nutzen die Information aus den Echos, die von der Umgebung reflektiert werden. Eine ganz andere, im Wasser lebende Gruppe von Säugetieren kann das auch: die Zahnwale. Dazu gehört der einzige Wal, der in den deutschen Gewässern der Nord- und Ostsee heimisch ist, der Schweinswal oder Kleine Tümmler. Ursula Verfuß, Doktorandin bei Prof. Hans-Ulrich Schnitzler am Lehrstuhl für Tierphysiologie der Universität Tübingen, erforscht in Kooperation mit der Süddänischen Universität Odense ihr Jagdverhalten. "Die Echoortung ist im Wasser viel effizienter als in der Luft. Unter Wasser wird der Schall schneller und weiter getragen", erklärt Verfuß.

Die beiden Schweinswale, mit denen die Doktorandin arbeitet, leben seit 1997 in einem großen Freilandbecken des Fjord & Baelt Center im dänischen Kerteminde auf der Insel Fünen. "Die Schweinswale sind als Jungtiere in eine Netzreuse vor der dänischen Küste geraten", erzählt Verfuß. Die laut Roter Liste gefährdete Art wird in dem Zentrum gehalten, um die Besucher auf die Probleme beim Schutz der kleinen Wale aufmerksam zu machen. Die beiden Kleinen Tümmler werden dort auch wissenschaftlich erforscht. Bis zu 1,80 Meter groß und bis zu 80 Kilogramm schwer werden die gelehrigen Meeressäuger, die zum Beispiel darauf dressiert sind, von einer Person zur anderen zu schwimmen, hoch aus dem Wasser zu springen und bei medizinischen Untersuchungen still zu halten.

Zahnwale hören mit dem Unterkiefer, eine Ohrmuschel haben sie nicht. "Der Schall wird durch den Unterkiefer aufgefangen, und über Fettgewebe an das Innenohr weitergeleitet", erklärt Verfuß. Während die Laute beim Menschen

im Kehlkopf produziert werden, hat sich dafür bei den Zahnwalen eine neue Struktur entwickelt: Unter dem Blasloch, das der Nasenöffnung entspricht, liegt ein Lippenpaar, mit dem die Laute generiert werden.

Bei ihren Versuchen hat Verfuß die Schweinswale von einer Seite des Pools auf die andere geschickt, wo sie einen lebenden Fisch fangen durften. Die Ortungslaute der Tiere hat die Biologin mit einem Hydrofon, einem Unterwassermikrofon, aufgenommen und das Verhalten synchron mit Kameras über und unter Wasser aufgezeichnet. "Das Lautmuster der Schweinswale bei der Jagd nach Fischen ist ähnlich wie bei Fledermäusen, die Insekten fangen: Die Ultraschalllaute werden in bestimmten, relativ gleichmäßigen Abständen ausgestoßen. Bei der Annäherung an die Beute, vor allem kurz vor dem Fang, verringern sich die Lautabstände rapide. So bekommt der Wal mehr Information über seine Beute", sagt Verfuß. Allerdings seien die Ultraschalllaute, die bei Fledermäusen im Millisekundenbereich liegen, bei Schweinswalen deutlich kürzer, im Bereich von 200 Mikrosekunden.

Offensichtlich nutzen die Schweinswale die Echoortung auch in der ihnen bekannten Umgebung des Meerwasserpools. Verfuß hat ihre Versuche mit den Schweinswalen wiederholt, während diese Augenkappen trugen. "Sie schwammen dann zwar zunächst deutlich langsamer, das Lautmuster blieb jedoch gleich. Sie hatten auch keine Probleme, mit bedeckten Augen Fische zu fangen." Die Biologin schließt daraus, dass der Sehsinn bei der Orientierung der Schweinswale nur sekundär beteiligt ist, sie kommen auch allein mit der Echoortung aus.

Verfuß hat in anderen Versuchen auch die Jagdstrategien der Tiere unter erschwerten Bedingungen untersucht. Dabei wurden die Beutefische vor einem Netz ins Wasser geworfen, das durch zahlreiche luftgefüllte Schwimmer ein sehr starkes Echo zurückwarf. "Die Schweinswale hatten auch vor diesem Hintergrund keine Probleme, die Beute zu orten", sagt Verfuß. Das sei insofern nicht überraschend, da die freilebenden Schweinswale Küstentiere seien, die häufig echoreiche Gegenden wie steinige Böden nach Fischen absuchten.

Tod in den Fischernetzen

Mit ihren Forschungen will Verfuß auch dazu beitragen, dass mehr über die Schweinswale bekannt wird und sie dadurch besser geschützt werden können. Denn viel zu häufig sterben Schweinswale in Fischernetzen. Als Meeressäuger müssen sie alle paar Minuten zum Luftholen an die Wasseroberfläche. Wenn sie sich in Netzen verfangen, können sie nicht mehr atmen und ertrinken. "Man weiß nicht, ob die Schweinswale die Netze bei der Echoortung nicht wahrnehmen können oder ob sie diese als ungefährlich ignorieren, so als würde ein Mensch im Raum ein Spinnennetz zwar wahrnehmen, aber nicht als ernsthaftes Hindernis betrachten", erklärt die Biologin. Um ein Verfangen der Schweinswale in Netzen zu verhindern, wurden bereits erfolgreich kleine Lautgeber an den Fangnetzen getestet, deren Töne den Walen ein Hindernis signalisieren sollen. Doch Forscher sehen die Gefahr, dass die Schweinswale sich an die Lautgeber gewöhnen könnten. Sie versuchen daher, das Rätsel um die Schallortung der Schweinswale zu lösen und die Tiere dauerhaft vor dem Tod in Fangnetzen zu schützen.

JE

Forschung

Genossinnen und Genossen sterben aus

Forschungsprojekt zu Anrede und Höflichkeit in den slawischen Sprachen

Im Deutschen besteht die freie Anrede für Personen, die man siezt, üblicherweise aus Herr/Frau oder Titel plus Nachname. Für das Russische ist dagegen die Kombination aus Vor- und Vatersname typisch: Würde Michail Sergejewitsch im Russischen mit Herr Gorbatschow angesprochen, so wäre dies unhöflich oder gar beleidigend. Hans Müller würde hingegen als ausländischer Gast in Russland selbstverständlich mit Herr Müller angedet.

Bisherige Untersuchungen zu Anrede und Höflichkeit in den slawischen Sprachen basierten vor allem auf der Auswertung dessen, was in Handbüchern zur Sprachetikette oder Sprachlehrbüchern zu lesen ist, also auf normativen Daten. Das Forschungsprojekt "Korpusbasierte Untersuchung von Anrede und Höflichkeit in den slawischen Sprachen", Teilprojekt des Sonderforschungsbereichs 441 "Linguistische Datenstrukturen" verfolgt dagegen einen empirischen Ansatz, um herauszufinden, welche Anrede- und Höflichkeitsformen tatsächlich verwendet werden. Der Computer ist dabei ein wichtiges Hilfsmittel.

In der ersten Projektphase wurden das Russische und das Tschechische untersucht. Die Korpusuntersuchungen für das Russische haben unter anderem gezeigt, dass die Verwendung der sowjetischen Anredeform towarisch (Genosse) zwar - wie zu erwarten - zurückgeht, dass sie aber bereits in der sozialistischen Ära nur eine geringe Rolle gespielt hat. Ein weiteres Zwischenergebnis scheint darauf hinzuweisen, dass für das Russische die Korpusdaten den aktuellen Sprachgebrauch ziemlich genau widerspiegeln, die Befragung von Muttersprachlern dagegen eher ältere Sprachzustände. Für das Tschechische ergibt sich offenbar ein genau umgekehrtes Bild.

Grundlage für die empirische Untersuchung ist die Erstellung von Textkorpora für die jeweiligen Sprachen, also von großen Sammlungen elektronisch vorliegender Texte mit einer möglichst repräsentativen Vertretung unterschiedlicher Textsorten. "Diese Korpora werden so aufbereitet - wir sagen 'getaggt' - , dass sie zu jeder Wortform Zusatzinformationen enthalten, beispielsweise Wortart, Flexionskategorien oder andere grammatische Informationen", erläutert Michael Betsch, wissenschaftlicher Projektmitarbeiter. Über das Internet können die getaggten Korpora anschließend nach bestimmten Wörtern, Wortfolgen oder Wortteilen durchsucht werden. Gibt man beispielsweise das russische spasibo (danke) ein, erhält man alle Fundstellen von spasibo im Textkorpus, wahlweise auch mit Kontext. An diesem Punkt beginnt die eigentliche Untersuchung zu Anrede und Höflichkeit.

Bereits seit 1996 ist das sehr umfangreiche tschechische Nationalkorpus im Internet verfügbar, für das Russische musste dagegen die Erstellung eines adäquaten Korpus als Vorarbeit geleistet werden. Das Tübinger Korpus besteht aus zwei Teilen. Das Uppsala-Korpus, an der Universität Uppsala von Prof. Lennart Lönngrén zusammengestellt und in Tübingen getaggt, ist eine Sammlung von 600 Texten mit einer Million Wortformen, die zu gleichen Teilen Sachtexte und Prosa der letzten 50 Jahre beinhaltet. Das Interview-Korpus besteht aus seit 1996 im Internet erschienenen Interviews aus russischen Zeitschriften und Zeitungen. Dieser von den Projektmitarbeitern annotierte Teil ist zur Erforschung von Höflichkeit und Anrede besonders wertvoll, da er künstlerisch nicht bearbeitete mündliche Rede enthält. Er besteht bislang aus 300000 Wortformen.

Darüber hinaus wurden Muttersprachler - in erster Linie Studierende als eine relativ homogene Gruppe - dazu befragt, wie sie sich in bestimmten Situationen ausdrücken würden und ob sie bestimmte Ausdrucksmittel als höflich erachten oder nicht. Da diese Befragungen sehr zeitintensiv sind, wollen die Projektmitarbeiter zukünftig mehr Daten mittels eines Fragebogens auf der Homepage des SFB gewinnen. Zusammen mit den normativen Daten aus Handbüchern und Grammatiken soll so ein Gesamtbild entstehen, welche typischen Formen der Anrede und Höflichkeit die slawischen Sprachen heute kennen, welche Unterschiede feststellbar sind. In den kommenden drei Jahren werden auch das Polnische, das Obersorbische und das Ukrainische sowie die historische Entwicklung der Sprachen - die diachrone Betrachtung - mit einbezogen.

MvP

Forschung

Zu viel Biss macht krank

Tübinger Zahnmedizin erforscht Therapien für Menschen mit überlasteter Kaumuskulatur

Es gibt viele Arten, sich (durchzubeißen). Und jede hinterlässt ihren ganz individuellen Abdruck auf den Kauflächen unserer Zähne. Durch regelmäßiges Pressen oder Knirschen beispielsweise, werden die charakteristischen Höcker an den Backenzähnen immer weiter abgeschliffen. Schmerzen im Kopf- oder Gesichtsbereich, Zahnweh oder ein Stechen im Ohr können die Folgen dieser angeborenen oder erlernten Verhaltensweise sein. Häufig tritt sie in angespannten Lebenssituationen auf, in denen manche Menschen im wahrsten Sinne des Wortes (die Zähne zusammenbeißen). Die ständige Überlastung der Kaumuskulatur kann auch das Kiefergelenk schädigen. Die Folge: Der Mund geht kaum mehr richtig auf und jede Bewegung des Unterkiefers tut unglaublich weh.

In der Funktionssprechstunde der Tübinger Zahnklinik können die Betroffenen Hilfe finden. Die Funktionsdiagnostik erforscht die Ursachen für die oben beschriebenen Symptome und sucht nach möglichen Therapien. Dabei interessiert sie vor allem das ausgeklügelte neurophysiologische Funktionssystem, welches zum Beispiel dafür sorgt, dass wir abbeißen, kauen, schlucken und nicht zuletzt sprechen können. Beeinflusst werden diese Tätigkeiten durch die Stellung von Ober- und Unterkiefer zueinander. Und diese Stellung ist wiederum abhängig vom Anspannungsgrad der Kau- und Kopfmuskulatur, den das Gehirn bestimmt.

Unbewusste Vorgänge

Der Unterkiefer ist ein nur mit Muskeln und Bändern am Kopf befestigter Knochen. Diese Muskeln bewegen ihn beim Kauen gegen den Oberkiefer. Im Kopf- und Mundbereich sitzen zahlreiche (Messfühler). Sie senden Signale ans Gehirn, die diesem den Grad der momentanen Anspannung der Muskulatur mitteilen. Das Gehirn seinerseits meldet daraufhin an die Muskulatur, ob weitere Ent- oder Anspannung angesagt ist. Alle diese Prozesse laufen ständig ab und ohne, dass wir etwas davon merken.

"Wir kauen im Regelfall nicht bewusst", erklärt Dr. Eva Engel, Oberärztin an der Tübinger Zahnklinik. Und ebenso unbewusst beißen wir auf die Zähne, wenn uns etwas stresst. Jede Art von Anpassung unseres Organismus an äußere Umstände, jede Art von Stress also, erzeugt eine Reaktion in diesem komplexen Regelkreis. Und sei es nur, dass wir beispielsweise bei Kälte anfangen, mit den Zähnen zu klappern.

Die typischen Patientenprofile in der Funktionssprechstunde: Da sind zum Beispiel die Näherin, der Kraftfahrer oder der PC-Fachmann, die immer in der gleichen Arbeitshaltung konzentriert ihrer Arbeit nachgehen. Oder Frauen und Männer, die durch Beruf, Haushalt oder Pflege von Verwandten mehrfach belastet sind. Auch junge Menschen in einer stressigen Lebenssituation können Probleme bekommen. Epidemiologische Studien zeigen, dass Frauen stärker betroffen sind als Männer.

Schwierige Diagnose

Nicht selten merken diese Leute jahrelang nichts von ihrem Problem. Dennoch beginnt die ständig überbeanspruchte Muskulatur sich biochemisch zu verändern, die Backen fühlen sich hart an. Zu Schmerzen kommt es häufig erst, wenn von außen zusätzliche Belastungen für den Organismus auftreten. Das können beispielsweise eine neue Zahnkrone sein oder eine veränderte Lebenssituation. Weil im Kopfbereich viele Nerven eng beieinander liegen, lässt sich nur schwer feststellen, was die Schmerzen verursacht. Eva Engel: "Die Abgrenzung zur Migräne oder zum Spannungskopfschmerz ist äußerst schwierig."

Was die Diagnose nicht gerade einfacher macht, ist das Phänomen des "Projektions- und Übertragungsschmerzes": So kann eine Verkrampfung der Kaumuskulatur Schmerzen im Bereich der Kiefergelenke oder in den Zähnen auslösen. Dieselben Beschwerden können aber auch durch ein Problem im Hals-Schulter-Nackengebiet entstehen. Manchmal bleibt der Schmerz auch bestehen, obwohl die äußeren Ursachen behoben sind.

Bei der Behandlung chronisch erkrankter Patienten arbeitet die Zahnmedizin fächerübergreifend beispielsweise mit Neurologen,

Orthopäden, Schmerz- oder Psychotherapeuten zusammen. Von zahnärztlicher Seite werden den Betroffenen Physiotherapie, entzündungshemmende, muskelentspannende und schmerzstillende Medikamente und gegebenenfalls die so genannten "Aufbissbehelfe" verordnet. Diese Schienen sollen entweder den schädlichen Reflexkreis von Anspannung und Zusammenpressen der Zähne unterbrechen oder dienen dazu, Verlagerungen im Kiefergelenk aufzuheben.

Um die Therapie langfristig zu verbessern, führen die Tübinger Zahnmediziner eine Langzeitstudie durch, die den Erfolg von Schienen, welche die Lage des Unterkiefers zum Oberkiefer verändern, überprüft. In Zusammenarbeit mit der Hals-Nasen-Ohren-Klinik untersuchen sie, ob die Ohrgeräusche bei Tinnitus durch Schienen oder Physiotherapie positiv beeinflusst werden können. **för**

Forschung

Biosensoren messen im Trüben

Wie die biotechnologische Produktion von Medikamenten besser überwacht werden kann

Unscheinbare Mikrolebewesen, manche Bakterien und Pilze, bilden natürlicherweise zahlreiche komplizierte Substanzen, die als Wirkstoffe in Medikamenten genutzt werden. Allerdings entstehen meistens nur winzige Mengen der gewünschten Stoffe. Daher schaffen Biotechnologen zur Steigerung der Produktion in Fermentern, großen Flüssigkeitsbehältern, optimale Lebensbedingungen für die Mikroorganismen. Doch ein Lebewesen ist keine Maschine, die nur ein einziges Produkt herstellt. Vielmehr können vor allem, wenn sich die Bedingungen vom Optimum entfernen alle möglichen unerwünschten Nebenprodukte entstehen, und die Wirkstoffausbeute verringert sich. Die Prozesse müssen dauernd überwacht werden: Proben werden gezogen und unter erheblichem Aufwand an Personal und Zeit untersucht. Am Tübinger Institut für Physikalische und Theoretische Chemie bei Prof. Günter Gauglitz arbeitet der Chemiker Martin Mehlmann in Zusammenarbeit mit der Tübinger Firma EMC microcollections GbR an einem Biosensor, der die Online-Überwachung von Fermenterprozessen möglich macht. An dem Projekt ist die Deutsche Bundesstiftung Umwelt beteiligt.

Als Modellprozess hat Mehlmann die Herstellung von Vancomycin gewählt. Dieses "Reserveantibiotikum" wird häufig in der Medizin eingesetzt, wenn krankheitserregende Bakterien gegen gängige Antibiotika resistent geworden sind. "Vancomycin kann sich an Vorstufen der Zellwand bestimmter Krankheitserreger an die Eiweißbausteine D-Alanin-D-Alanin anheften und verhindern, dass sich die Zellwand vernetzen kann. Die Zelle platzt", beschreibt Mehlmann die Wirkungsweise.

In den Fermentern mit Streptomyceten, den harmlosen Bakterien, die Vancomycin herstellen können, werden bisher schon Druck, Temperatur und pH-Wert online überwacht. "Mit dem Biosensor kann man auch die Konzentration an Vancomycin ständig überprüfen", erklärt Mehlmann. Der Sensor, den er entwickelt hat, besteht aus Glas, das mit einer rot-violett schillernden Interferenzschicht überzogen ist. Der Chemiker macht sich die spezifische Wirkung des Vancomycins zu Nutze: An die Oberfläche des Trägers bindet er die Eiweißbausteine D-Alanin-D-Alanin, an die Vancomycin passt wie der Schlüssel zum Schloss.

Typisches Spektrum des Lichts

In die Apparatur mit dem Biosensor wird von der Rückseite Weißlicht eingestrahlt. "Das Licht wird teilweise reflektiert und überlagert, es zeigt ein typisches Spektrum", sagt er. Über ein Fließsystem wird dann eine kleine Probe der gefilterten und verdünnten Fermenterflüssigkeit über den Glasträger gespült, das enthaltene Vancomycin kann an die Eiweißbausteine D-Alanin-D-Alanin binden. Bei der Bindung wird die Schicht auf dem Träger dicker, auch der Brechungsindex ändert sich, das Lichtspektrum wird zu größeren Wellenlängen hin verschoben. Dieses Prinzip der Messung heißt reflektometrische Interferenzspektroskopie.

"Vorteil der Methode ist, dass die Stoffe ohne fluoreszierende oder radioaktive Marker gemessen werden können", sagt der Chemiker. Vor der nächsten Messung, die rund tausend Sekunden dauert, wird die Probenkammer gespült, die Oberfläche mit Salzsäurelösung regeneriert. Ziel der technischen Entwicklung ist eine automatisierte Probennahme und -untersuchung alle drei Minuten. Die Prozesse im Fermenter können dann optimiert werden. "An der Online-in-time-Analytik ist auch die Umweltstiftung interessiert, weil bei den häufigen und schnellen Messungen Fehllaufzeiten der Fermenter vermieden, der Einsatz teurer Rohstoffe und die Abfallmengen minimiert werden können", sagt Mehlmann.

Doch die Methode hat auch Nachteile: "Ein Großteil der Entwicklungsarbeit muss auf die spezifische Bindung des Vancomycins verwendet werden, da bei der Messung die gebundenen Stoffe auf dem Glasträger nicht mehr unterschieden werden können. Und das Fermentermedium ist ziemlich dreckig, es enthält eine Mischung vieler Stoffe. Knackpunkt ist die ausgeklügelte Oberflächenchemie", gibt der Chemiker zu bedenken. Zur Absicherung der Ergebnisse arbeitet er teilweise mit einer Referenzoberfläche ohne D-Alanin-D-Alanin und benutzt Abschirmungspolymere auf dem Glasträger, um die unspezifische Bindung anderer Stoffe als Vancomycin zu unterdrücken.

Die Firma Analytik Jena hat bereits ein Biosensor-Gerät bei der Messe Biotechnica vorgestellt, das nach dem Messprinzip der reflektometrischen Interferenzspektroskopie funktioniert. Doch in der Anwendung sei es bis zur Serienreife der Geräte noch ein weiter Weg, erklärt der Chemiker: "Es geht in die Richtung, mehrere Messungen zu parallelisieren, so dass die Biosensoren auch in der DNA- und Proteomanalytik eingesetzt werden können." **JE**

Studium und Lehre

Der Patient darf niemals sterben

Den Ernstfall trainieren: Anästhesiologen arbeiten mit Simulator

Er kann atmen, sprechen, husten. Manchmal bewegt er den Arm. Sein linkes Bein kann anschwellen und wenn es ihm richtig schlecht geht, atmet er so schwer, dass einem angst und bang wird. Der Patientensimulator, zuhause am Simulator-Zentrum (TüPASS) der Tübinger Universitätsklinik für Anästhesiologie und Transfusionsmedizin, wirkt von weitem wie ein richtiger Mensch. Und das soll er auch, denn mit Hilfe dieser computergesteuerten Puppe können Zwischenfälle bei Operationen oder bei Patienten auf der Intensivstation lebensnah durchgespielt und gezielt geübt werden.

Seit dreieinhalb Jahren arbeiten die Tübinger Anästhesiologen bereits erfolgreich mit dem Simulator. Eingesetzt wird das Gerät nicht nur zu Forschungszwecken, sondern auch zur Aus- und Weiterbildung von Studierenden und Ärzten. Die Puppe wirkt auf alle, die mit ihr beschäftigt sind, wie ein echter Patient. Sogar erfahrene Ärzte lässt es nicht kalt, wenn sie plötzlich zu atmen aufhört. "Der Patientensimulator induziert das reale Gefühl", sagt Dr. Marcus Rall, der Leiter des Simulator-Zentrums. Schließlich sollen die Trainierenden lernen, in der Stresssituation das Richtige zu tun.

Auch auf Medikamente reagiert der Simulator wie ein Mensch. Seine Lunge eine Art Blasebalg enthält ein echtes Gasgemisch aus Sauerstoff und Kohlendioxyd, dem auch Narkosegase zugesetzt werden können. Wie in einem richtigen Operationssaal gibt es Monitore, die Herzfrequenz oder Sauerstoffgehalt des Blutes anzeigen. An der Puppe können die Probanden beispielsweise eine schwierige Intubation oder einen Luftröhrenschnitt üben. Das Gerät kostete circa 260 000 Euro. Es wurde mit Hilfe von Forschungsgeldern finanziert. Im Land verfügt außer Tübingen nur noch die Universität Heidelberg über einen Patientensimulator.

Künstliche Komplikationen

Schwere Anästhesie-Zwischenfälle bei Operationen gibt es lediglich in einem von 200 000 Fällen. Sie wären jedoch zu 70 Prozent vermeidbar. Denn Fehler passieren vorwiegend, weil vorhandenes Fachwissen im Ernstfall nicht richtig angewendet wird. Angehende Ärzte haben kaum Gelegenheit dies zu üben, müssen doch bei echten Problemen im OP schnell die erfahrenen Kollegen ran. Der Einsatz eines Simulators leistet also einen wichtigen Beitrag zur Patientensicherheit.

Beim Simulator-Training werden die jungen Mediziner mit ihren Problemen nie allein gelassen. Das sieht in der Praxis so aus: Zwei Studierende bilden das Ärzte-Team. Ihnen zur Seite steht eine ausgebildete Pflegekraft. Neben dem Simulationsraum mit der Puppe, der wahlweise OP oder Intensivstation sein kann, liegt der Kontrollraum. Dort überwacht ein erfahrener Arzt über Videobilder aus dem OP jeden Handgriff seiner Schützlinge. Dabei wird er von einer weiteren Fachkraft unterstützt.

Die Patienten-Puppe ist mit dem Simulations-Modell-Rechner im Kontrollraum vernetzt. Der Computer berechnet die Reaktionen des Simulators anhand von physiologischen und pharmakologischen Modellen. Gleichzeitig werden alle Werte, die den aktuellen Zustand des Patienten bestimmen in den Rechner eingegeben. Selbstverständlich kann der überwachende Arzt auch künstliche Komplikationen auslösen, indem er zum Beispiel den Sauerstoffgehalt des Blutes absinken lässt. Wie die beiden Trainierenden hat auch er die Vitalfunktionen des Modell-Patienten auf einem Monitor im Blick. So kann fast jede klinische Situation simuliert werden.

Mit einem anderen Arzt, dem "Tele-Mentor", sind die Studierenden über Funkkopfhörer verbunden. Sobald sie in der Diagnose oder Therapie nicht mehr weiter wissen, dürfen sie ihn um Rat fragen. Er versucht, ihnen wieder auf die Sprünge zu helfen oder sie von groben Fehlern abzuhalten. Komplette Lösungsvorschläge hat er allerdings nicht im Angebot. Die angehenden Ärzte sollen ja lernen, eigenverantwortlich zu entscheiden und zu handeln. Absolutes Tabu ist der Tod der Computerpuppe. Marcus Rall: "Weil alles so echt ist, lassen wir den Patienten nie sterben." Denn das wäre kontraproduktiv für die Ziele des Simulatortrainings.

Das studentische Ärzte-Team steht aber nicht nur unter Beobachtung des Kontrollraums. Die Szenen aus dem OP werden von anderen

Studierenden im "Debriefing-Raum" live mit verfolgt. Eben dort wird gleich nach dem 20- bis 30-minütigen Training anhand von digitalen Videoaufnahmen der eben durchgespielte Fall besprochen und kommentiert. Das Simulator-Training ist bei den Studierenden so beliebt, dass die Nachfrage danach nicht völlig befriedigt werden kann. Zudem trägt die zuständige Abteilung die Kosten für das Training ganz allein, so dass wegen mangelnder Finanzierung nur während fünf Wochen im Semester geübt werden kann.

FÖR

Neue Berufsfelder für Geisteswissenschaftler

Tübinger Computerlinguisten bieten Bachelor/Master-Studiengang an

"It really isn't hard to do" "Zu tun wirklich ist nicht hart", macht das automatische Übersetzungsprogramm SYSTRAN auf den WWW-Seiten von Alta Vista aus diesem englischen Satz. Eine Herausforderung für alle Computerlinguisten, die sich unter anderem mit der Entwicklung dieser Art von Software beschäftigen. Aber nicht nur damit: "In der Computerlinguistik geht es um die Simulation des menschlichen Sprachvermögens und Sprachgebrauchs durch den Computer", wie Prof. Erhard W. Hinrichs vom Seminar für Sprachwissenschaft an der Tübinger Universität erklärt. Das Fach ist eine interdisziplinäre Verbindung der Allgemeinen Sprachwissenschaft und der Informatik. Das Arbeitsfeld der Computerlinguistik (CL) liegt also an einer Schnittstelle zwischen Geistes- und Naturwissenschaften, zwischen Mensch und Maschine.

Die boomende IT (Informationstechnologie)-Branche macht's möglich: "Die Berufsaussichten für Computerlinguisten sind glänzend, vor allem wenn man mehrere Sprachen beherrscht wie beispielsweise Russisch, Englisch und Deutsch", stellt Hinrichs fest. Telekommunikations- und sprachtechnologische Industrie, Informationsdienstleister und Softwareproduzenten brauchen den CL-gebildeten Nachwuchs dringend. Um dieser Entwicklung Rechnung zu tragen, richten die Tübinger Sprachwissenschaftler zum kommenden Wintersemester den internationalen Studiengang Computerlinguistik ein. Abgeschlossen wird mit dem Bachelor beziehungsweise Master. Mit einem Notendurchschnitt von 2,5 hat man Aussicht auf einen Studienplatz.

"Wir haben lange Zeit forschungsorientiert gearbeitet und Spitzennachwuchs produziert", so Hinrichs. "Mit dem neuen Studiengang können wir den Bedürfnissen der Studierenden und den Anforderungen des Arbeitsmarkts viel stärker entgegen kommen." Natürlich soll auch in Zukunft die Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses nicht zu kurz kommen. Aber einige Studierende seien eben an der theoretischen Abschlussarbeit gescheitert. Mit dem Bachelor gäbe es nun einen ersten berufsqualifizierenden Abschluss, der für viele Tätigkeiten in der IT-Branche ausreiche, meint der Sprachwissenschaftler.

Vom DAAD gefördert

Mit einem speziellen "Tübinger Profil" soll der neue Studiengang vor allem Studierende ansprechen, die geisteswissenschaftlich orientiert sind. "Wir möchten sie für ein interessantes Fach begeistern und ihnen neue Berufsfelder eröffnen", sagt Hinrichs. Aus diesem Grund ist die (neue) Tübinger Computerlinguistik mit genuin sprachwissenschaftlichen Fächern vernetzt. Das zeigt sich auch am Angebot der möglichen Nebenfächer: Allgemeine Sprachwissenschaft, Linguistik des Deutschen oder Slavistische Linguistik stehen zur Auswahl. Es entstand damit also ein seminarübergreifender Studiengang der neophilologischen Fakultät, der vom Deutschen, dem Slavischen und dem Seminar für Sprachwissenschaft getragen wird.

40 Studierende jährlich kann der neue sechs beziehungsweise acht Semester dauernde Studiengang aufnehmen. Davon sollen die Hälfte aus dem Ausland kommen. Besonders eng sind die Beziehungen der Tübinger Computerlinguistik zu Bulgarien und Russland. Die osteuropäischen Länder bilden eine wichtige Zielgruppe für das neue Angebot. Hinrichs: "Es gibt dort eine hervorragende Sprachwissenschaft, aber der CL-Bereich hinkt etwas hinterher." Hier könnte die Computerlinguistik dazu beitragen, Deutschland als Wissenschafts- und Wirtschaftsstandort in diesen Ländern zu etablieren, meint der Wissenschaftler.

Nicht nur die multinationale Zusammensetzung der Lehrveranstaltungen macht den neuen Studiengang international, sondern auch die Tatsache, dass in den ersten zwei Jahren Englisch die Unterrichtssprache ist. Deutsch als Zulassungsvoraussetzung zum Studium entfällt, soll aber nach und nach erlernt werden. Die Studienleistungen sind wie bei allen Bachelor/Master-Studiengängen international vergleichbar. "Empfohlen" wird im fünften Semester ein einsemestriger Auslandsaufenthalt an einer anderen Uni oder ein Auslandspraktikum.

Dem internationalen Zuschnitt des neuen Tübinger Angebots trägt auch der Deutsche Akademische Austauschdienst (DAAD)

Rechnung. Für zunächst zwei, maximal vier Jahre, stellt er unter anderem Mittel für zwei wissenschaftliche Mitarbeiter zur Verfügung. In Tübingen kümmern sich die Russin Zulia Rakhmatoullina und Dr. Heike Winhart um die Belange der Studierenden. Gerade auch die soziale Betreuung der Ausländer durch Unterstützung bei der Zimmersuche oder gemeinsame Exkursionen fallen in ihren Aufgabenbereich.

FÖR

Informationen zum neuen internationalen Bachelor-Studiengang unter <http://www.sfs.nphil.uni-tuebingen.de/iscl/>

Helfen, wenn es zwischen Gruppen kracht

Weiterbildendes Studium Konfliktmanagement neu im Lehrangebot der Uni

Wenn die Türen knallen, das Geschirr erst Mal zerschlagen ist oder gar die ersten Bomben fliegen, ist es meist zu spät. Ein Mediator oder Konfliktmanager muss vermitteln, damit es nicht zum Äußersten kommt. Bei Konflikten in der Familie oder am Arbeitsplatz haben bisher meist Juristen die Rolle des neutralen Schlichters, des so genannten Mediators, übernommen. Doch wie gelingt es Konfliktmanagern, Kontroversen zwischen Gruppen aus der Welt zu schaffen? Seit März diesen Jahres bietet das neu eingerichtete interdisziplinäre Zentrum für Konfliktmanagement im Rahmen der Abteilung Wissenstransfer der Universität Tübingen erstmals ein weiterbildendes, berufsbegleitendes Studium an, bei dem die vierzehn Teilnehmer – darunter Rechtsanwälte, Führungskräfte aus der Wirtschaft, Psychologen und Sozialpädagogen – in zehn Blockseminaren und Workshops zwei Semester lang die hohe Kunst des Vermittelns erlernen können.

"Ich will, dass hier ein Zentrum von internationalem Rang entsteht, das Forschung und Lehre in sich vereint", betont Geschäftsführerin Prof. Marianne Hassler, die längst Kontakte zu international renommierten Wissenschaftlern an der Hebrew University Jerusalem oder der Harvard University geknüpft hat. Zusammen mit Kollegen aus Tübingen und Berlin, allesamt Spezialisten auf den Gebieten der Psychologie, Politikwissenschaft, Linguistik, Sozialpsychologie, Ethnologie, Komparatistik und Konfliktforschung, hofft sie, den Teilnehmern auf dem Weg zum Universitätszertifikat ein möglichst breitgefächertes Wissen über die Ursachen der Entstehung und Schlichtung von Konflikten zu vermitteln. Neu daran ist, dass sich die Lehrenden nicht allein auf die Mediation, also die Vermittlung bei Konflikten zwischen Einzelnen konzentrieren. Im Mittelpunkt des zweiten Seminarblocks steht die Intervention bei Gruppenkonflikten, das so genannte Konfliktmanagement, was laut Marianne Hassler bisher einzigartig in Deutschland ist.

"Theorie und Praxis, die in den beiden Seminaren vermittelt werden, basieren auf Bausteinen, die dem Kanon der verschiedenen großen wissenschaftlichen Schulen, Theorien und Traditionen von Adorno über Levin bis hin zu Rogers entnommen sind", so die Initiatorin des Projekts. Darüber hinaus begleiten Vorlesungen die Seminare, in denen Wissenschaftler, Fachleute aus der Justiz und Politiker Themen wie "Die systemanalytischen Aspekte von Konfliktlösungen" oder "Interkulturelle Aspekte von Konflikten" behandeln. Marianne Hassler hofft, durch das breitgestreute Angebot, das auch eine Nachbetreuung der angehenden Mediatoren und Konfliktmanager beinhaltet, einen "Wissenstransfer nach außen" zu gewährleisten, der langfristig dazu befähigt, "Konflikte und ihre einzelnen Eskalationsstufen frühzeitig zu erkennen".

KS

Nähere Informationen sind unter <http://www.uni-tuebingen.de/wit> abrufbar.

Feedback der Studierenden

Universitäre Rituale (2): Der Landeslehrpreis

Zu einem festen Bestandteil des Akademischen Jahres an der Universität ist der seit 1993 jährlich vergebene Landeslehrpreis geworden. Klar geregelt sind die Abläufe: Ausschreibung durch das Wissenschaftsministerium, Vorschläge der Studierenden über die Fachschaften und Dekane an die zuständige Senatskommission, Auswahl und Bestätigung durch den Senat, feierliche Verleihung durch den Minister oder Staatssekretär. Der diesjährige Preisträger, der Amerikanist, Prof. Bernd Engler, durfte 30000 Mark entgegennehmen, womit seine innovativen Lehrkonzepte des "Lehrenden Forschens" und ein von ihm eingeführtes vorbildliches Mentorenprogramm ausgezeichnet wurden.

Und zu Beginn gab es auch große Skepsis gegenüber vom damaligen Minister Klaus von Trotha erfundenen Instrument Landeslehrpreis: so meinte der Preisträger 1995, Prof. Wolfgang Ernst der Juristischen Fakultät, dass "bei den vorhandenen Hochschullehrern weltbewegendes weder mit Zuckerbrot mit Anreizen wie dem Landeslehrpreis, noch mit der Peitsche mit dienstrechtlichen Maßnahmen zu erreichen" sei. Er bezeichnete die "Auslobung eines Landeslehrpreises mit Mitteln, die der Universität an anderer Stelle fehlen, nur einen Scheinbeitrag" zur Verbesserung der Lehre. Auch Konflikte mit dem Ministerium gab es: Die Tübinger Initiative "Studium und Beruf", die von der Universität für den Preis vorgeschlagen worden war, wurde vom Ministerium aus "formalen Gründen" nicht akzeptiert, da sie auch von nichtuniversitären Beteiligten getragen werde.

Heute sieht sich das Ministerium, mit dem Landeslehrpreis "die Lehre wieder zum Gesprächsthema zu machen" bestätigt. Die Art und Weise, wie die Preisverleihung in der Regel stattfindet, hat auch inneruniversitär inzwischen zur Akzeptanz geführt. Es hat etwas sehr sympathisches an sich, wenn Studierende eine Laudatio auf ihre Dozenten halten dürfen und dabei auch einmal ausführlich zur Sprache bringen, was sie von universitärer Lehre erwarten. So wie dies bei der Verleihung im Dezember 2001 Christine Hannak in ihrer Laudatio auf Bernd Engler eindrucksvoll tat: "Es ist diese individuelle Betreuung, die allein dem entgegenwirken kann, dass Studierende mit unerkannten Problemen durch das Studium getragen werden, bis sie dann oft Jahre später im Examen die bittere Wahrheit erfahren müssen. (...) Es kann nicht sein, dass hier Gelobte als herausragende Leistung einzelner gewürdigt wird, während gleichzeitig die Strukturen begünstigt werden, die genau diesen Leistungen entgegenarbeiten. Das Engagement für Studierende darf kein zusätzlicher Luxus sein, den Dozenten als private Anstrengung erbringen, sondern es sollte sich in finanzieller und personeller Anerkennung zeigen."

Über die Sternstunden der Forschung wird viel öffentlich geredet und voll Anerkennung geschrieben. Die Sternstunden der Lehre verlieren sich meistens in studentischen Gesprächen und persönlichen Erinnerungen Jahre später. Insofern sieht der frischberufene evangelische Theologe Hans-Joachim Eckstein im Landeslehrpreis "das richtige Signal dafür, Forschung und Lehre paritätisch zur Geltung zu bringen und der Schräglage entgegenzuwirken, das ein besonderes Engagement in der Lehre schlechtere Chancen bei Berufungen aufgrund der geringeren Zahl an Publikationen mit sich bringt". Er räumt freimütig ein, dass ihm der Landeslehrpreis, der ihm 1994 als Assistent an der Tübinger Universität verliehen wurde, bei seiner beruflichen Karriere geholfen habe, die ihn über eine Professur in Heidelberg wieder auf einen renommierten Lehrstuhl für Neues Testament nach Tübingen zurückgebracht hat.

Festkonzert im Zeichen des Psalters

Das Jubiläumsprogramm des Collegium Musicum: modern und international



Die Auftragskomposition zum Uni-Jubiläum stammt von der jungen Estin Age Hirv. Beim Festkonzert am 6. Juli ist Welturaufführung.

Die Feierlichkeiten zum 525-jährigen Gründungsjubiläum der Eberhard Karls Universität bieten zahlreiche musikalische Leckerbissen. Bereits seit längerem plant Universitätsmusikdirektor (UMD) Tobias Hiller für das Sommersemester 2002 eine Jubiläums-CD sowie mehrere Konzerte. Höhepunkt wird die Welturaufführung einer eigens für das Jubiläum angefertigten Auftragskomposition sein. In dieser Komposition wie auch in allen anderen Aktivitäten des Collegium Musicum zum Jubiläum werden sich "Internationalität und Modernität der Universität Tübingen widerspiegeln", erläutert Hiller.

Ein gemeinsames Konzert von Collegium Musicum und dem Orchestre Universitaire de Besancon bildet Ende April den Auftakt zum Sommersemester. Es schließt sich an der Gegenbesuch des chinesischen Chors der Beida Universität Beijing - die Camerata Vocalis hatte bereits im Herbst 2001 ein Gastspiel in China gegeben. Auch in Tübingen werden wieder gemeinsam Stücke in beiden Sprachen einstudiert, die Camerata wird dann auf Chinesisch singen, die Gäste auf Deutsch. Vorgesehen ist ein öffentlicher Workshop zum Einstudieren am 22. Mai, mit dem gemeinsamen Konzert am gleichen Abend als Höhepunkt.

Eine CD der Camerata Vocalis zum Uni-Jubiläum ist bereits in Produktion. Sie wird Stücke von Komponisten mit engem Bezug zu Tübingen, Vertonungen Tübinger Dichter sowie Kompositionen früherer Universitätsmusikdirektoren enthalten. Die Beiträge spiegeln 525 Jahre Universität und Stadt Tübingen aus der Sicht verschiedener Epochen wider. Darunter finden sich unter anderem Lieder von Leonhard Lechner, Nikolaus Betscher, Friedrich Silcher ("Ich weiß nicht, was solle es bedeuten") und Robert Schumann ("Die Capelle") genauso wie eine Motette des früheren UMD Karl Hasse oder

zwei Verbindungslieder - etwas überarbeitet von Tobias Hiller. Die CD ist eine Coproduktion mit Thomas Vogel vom Südwestrundfunk Tübingen: Zwischen den einzelnen Musikstücken werden verschiedene Sprecher Texte über Tübingen aus der jeweiligen Epoche rezitieren.

Das Programm der CD ist zugleich auch Programm des Konzertes, mit dem am 30. Juni 2002 die eigentliche Festwoche eröffnet wird. Zur Festwoche wird auch die CD vorliegen. Auch die beiden Festakte zum Jubiläum - am 4. Juli mit Ministerpräsident Erwin Teufel sowie am 7. Juli mit Bundespräsident Johannes Rau - werden von der Camerata Vocalis und ihrem Jubiläumsprogramm musikalisch umrahmt.

Das große Festkonzert bestreiten am 6. Juli der große Chor und das Orchester des Collegium Musicum. Unter dem Arbeitstitel "Psalmen!!!" steht es ganz im Zeichen des Psalter. "Jahrtausendalte, universale Erfahrungen der Menschen sind in den 150 Psalmen gesammelt. Der Psalter ist somit ein Panoptikum menschlicher Eigenschaften. Bis heute fasziniert die Ausdruckskraft und die Menschlichkeit dieser gewaltigen Dichtungen und inspiriert Dichter, Maler und Komponisten gleichermaßen", beschreibt Tobias Hiller seine Inspiration für das Festkonzert. Auf dem Programm stehen Mendelssohns Psalmvertonung op. 42 "Wie der Hirsch schreit nach frischem Wasser" sowie Bernsteins berühmte "Chichester Psalms", eine Auftragsarbeit des amerikanischen Komponisten aus dem Jahr 1965.

Krönender Abschluss des Festkonzerts wird jedoch die Auftragskomposition der jungen estnischen Komponistin Age Hirv sein, mit

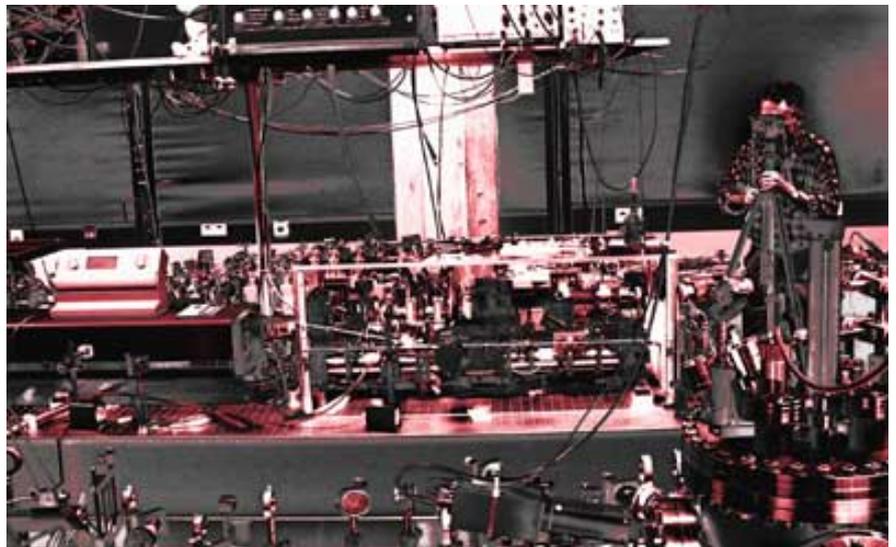
der gleichzeitig der Brückenschlag in die Moderne gemacht wird. Age Hirv ist Schülerin des in Avantgardekreisen hochgeschätzten Sven Erik Tüür. "Modern, fassbar und machbar" - so hat UMD Hiller bei der Vergabe der Auftragsarbeit seine Anforderungen formuliert. Die Komposition wurde durch Uni-Mittel ermöglicht und muss laut Vertrag bis Anfang April vorliegen, damit noch genug Zeit zum Proben bleibt. Age Hirv wird bei der Uraufführung dabei sein und - sehr wahrscheinlich - zuvor am 1. Juli eine Einführung in ihre Komposition für das Collegium Musicum und alle Interessierten geben.

MvP

Auf der Suche nach der schönsten Perspektive

Manfred Grohe berichtet über die Entstehung des Jubiläumsbildbandes

Ausgerüstet mit Leica, Rolleiflex und Hasselblad ist er ein Jahr lang gemeinsam mit dem Städtischen Kulturamtsleiter Wilfried Setzler oder Michael Seifert von der Pressestelle losmarschiert, die 525 Jahre alte Geschichte der Universität in Farbe überwiegend auf "Mittelformat 6x6" zu bannen. Bis kurz vor der Drucklegung Ende März hat Manfred Grohe noch letzte Fotos für den Jubiläumsbildband "Brunnen des Lebens Orte der Wissenschaft" geschossen, immer auf der Suche nach der schönsten Perspektive, immer auf der Lauer nach den besten Lichtverhältnissen. Über 30 Jahre fotografiert er nun schon in Tübingen, ganze Schubladen füllen die früher überwiegend schwarz-weißen Fotos von Studierenden, Lehrenden und Ereignissen an der Universität. Aber dieses Projekt, so betont er, sei eine "ganz neue ästhetische Herausforderung" gewesen. Nach der Konzeption der Herausgeber habe diesmal zum ersten Mal die Architektur der einzelnen Universitätsbauten im Mittelpunkt seines Interesses gestanden, die ja die 525 Jahre alte Universitätsgeschichte am besten widerspiegeln.



Stets um eine möglichst hohe Auflösung bemüht und meistens mit dem Stativ unterwegs: Manfred Grohe im Laserlabor des Physikalischen Instituts.

Ein kniffliges Projekt, bei dem so mancher Kunstgriff notwendig gewesen sei, gibt der Fotograf zu, denn er habe angesichts der eher statischen Aufgabe "größten Wert auf lebendige Bilder gelegt". So musste er einmal ein paar Jura-Studenten davon überzeugen, dass es trotz Eiseskälte bei Minus acht Grad und strahlendem Sonnenschein viel schöner sei, den Kaffee auf der Terrasse hinter dem Clubhaus zu trinken anstatt drinnen im Warmen. Bei den Fotos vom Kupferbau, dem Festsaal und dem Hörsaal in der Alten Anatomie ist es ihm ähnlich ergangen: "Damit die Architektur nicht zu leblos erscheint, habe ich oft (mit Menschen dekoriert oder auf einen entsprechend günstigen Zeitpunkt gewartet)", verrät Grohe. Da er nicht ausschließlich Ansichtskartenästhetik bieten wollte, hat er auch bei diffusen Lichtverhältnissen zu unterschiedlichen Jahres- und Tageszeiten fotografiert oft mit einem 64-ASA-Film, bevorzugt mit Stativ und Scheinwerfern, stets um eine möglichst feinkörnige Auflösung bemüht. Bearbeitet hat er die Diafilme digital: "Das war sehr zeitaufwendig", pro Dia habe er dazu ungefähr eine Viertelstunde gebraucht. Rund 30 Fotos werden auch für ein Plakat verwandt, das anlässlich des Jubiläums verkauft werden soll "das ist sozusagen das (Nebenprodukt des Bildbandes)", so Grohe.

Allein drei Mal musste er mit der einmotorigen Morane des Flugsportvereins Ammerbuch Richtung Oberjoch starten, um ein Luftbild vom Berghaus Iseler zu machen. Einmal, weil er nicht wusste, in welchem Haus nun das Tagungs- und Erholungszentrum der Universität untergebracht ist, dann, weil das Dach zufällig abgedeckt war. "Aber beim dritten Flug hat es endlich geklappt", befindet er zufrieden. Auch ansonsten sei der Auftrag "sehr interessant" gewesen. So habe er beispielsweise nicht gewusst, dass die Braunschweiger Röhre, die ja als "epochale, weltweit wegweisende Erfindung" angesehen werden müsse, in Tübingen konzipiert worden sei. Manchmal habe er aber auch Schwierigkeiten gehabt, lange bestimmte Bildausschnitte ausprobiert oder außergewöhnliche Perspektiven gesucht. Insgesamt aber, so resümiert Grohe, sei das Fotografieren vor 20 oder 30 Jahren auch nicht einfacher gewesen:

"Da musste ich mit den demonstrierenden Studierenden erst noch die Plakate malen, weil die nicht wussten, welche Farben in schwarz-weiß am besten herauskommen."

KS

Ulrich Köpf, Sönke Lorenz, Anton Schindling, Wilfried Setzler (Hg.):
"Brunnen des Lebens" Orte der Wissenschaft. Ein Rundgang durch 525
Jahre Universität Tübingen. Bildband mit Fotos von Manfred Grohe. Ab
Mai zu beziehen bei Attempo Service GmbH, Karlstr. 3, 72070 Tübingen.

Tutanchamun im Schloß Hohentübingen

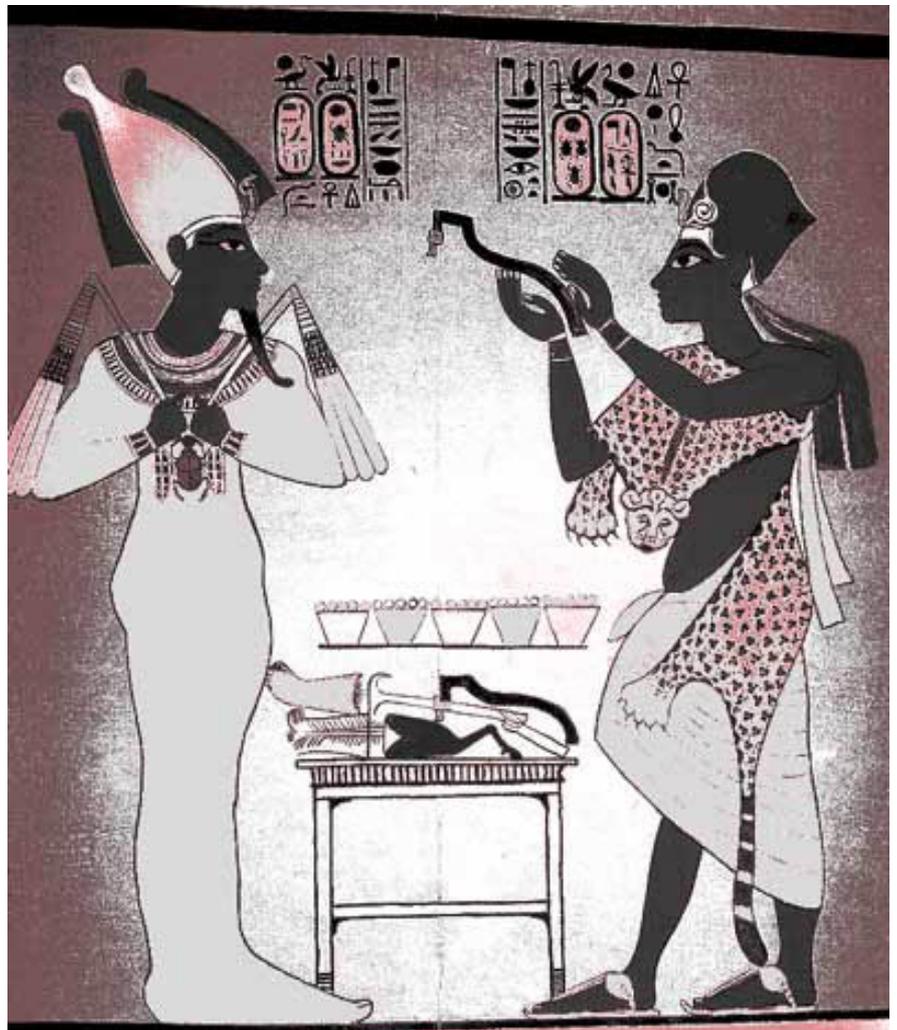
Das Grab des ägyptischen Pharaos Tutanchamun, 1922 von dem englischen Archäologen Howard Carter im Tal der Könige entdeckt, löste immer wieder Wellen der »Tut-Manie« aus. Faszination erregten vor allem die vielen goldstrahlenden Funde aus dem reichen Grabschatz, der in über acht Jahre dauernden Arbeiten geborgen wurde.

Um die Grabkammer des jugendlichen Pharaos und ihre Ausmalung indes hat man sich kaum gekümmert. Sie ist heute wegen ihres schlechten Zustands meist geschlossen. Nicht so in Tübingen. Dort, im Museum Schloß Hohentübingen, kann man derzeit eine originalgetreue Rekonstruktion der Grabkammer, ergänzt durch eine Fotodokumentation der Ausgrabung, sehen.

Daneben zeigt die Tübinger Ausstellung unter anderem Originalzeichnungen und -pläne von Howard Carter, einen Originalfilm der Ausgrabung und Nachbildungen einiger Grabschätze. Ein Extra gibt es für Kinder, die dort etwas über Ägypten, den Nil und Hieroglyphen erfahren oder einen Schurz nach ägyptischer Mode wickeln können.

Die Sonderausstellung »Geschichte und Mythos Tutanchamun« ist noch bis 28. Juli 2002 zu sehen. Öffnungszeiten: bis 30. April Mittwoch bis Sonntag von 10 bis 17 Uhr und von 1. Mai bis 30. September Mittwoch bis Sonntag von 10 bis 18 Uhr.

Weitere Informationen unter der Telefonnummer 07071/2977384 oder unter www.uni-tuebingen.de/museum-schloss



"... und Tübingen beruhmt gemacht"

Neu in der Tübinger Münzsammlung: Herzog Sylvius Friedrichs Medaille auf das 200-jährige Jubiläum der Tübinger Universität von 1677

Gerade passend zur 525-Jahrfeier der Tübinger Universität konnte die vom Institut für Klassische Archäologie betreute und mit ihren besten Stücken im Museum Schloss Hohentübingen ausgestellte Münzsammlung um eine äußerst seltene Silbermedaille ergänzt werden, die von Herzog Sylvius Friedrich von Württemberg-Oels im Jahr 1677 aus Anlass des 200-jährigen Jubiläums der Tübinger Universität ausgegeben wurde. Mit dem Erwerb - ermöglicht durch Mittel des Universitätsbunds - ist die älteste der auf die Universität Tübingen ausgebrachten Jubiläumsmedaillen endlich auch in Tübingen selbst verfügbar.

Die hochovale Silbermedaille hat ein Gewicht von 15,53 Gramm und misst 38 mal 32 Millimeter. Auf der Vorderseite ist ein Brustbild des Herzogs Sylvius Friedrich in einem reich verzierten Harnisch mit Löwenköpfen an den Schultern und überdeckender Schärpe dargestellt. Im linken unteren Quadranten beginnt die einwärts zu lesende Umschrift SYLVI(US) FRID(ERICUS) D(EI) G(RATIA) DUX WURTEMB(ERGENSIS) TEC(CENSIS) IN SIL(ESIA) OLS(NENSIS). In etwas kleinerer Anordnung stehen unter der Büste die Buchstaben IN, die als Initialen des Medailleurs Johann Neidhart aufzulösen sind.



Von der Universitätsgründung zur Schlesischen Seitenlinie.

Sylvius Friedrich stammte aus der Schlesischen Seitenlinie der Württemberger Herzöge. Die 1647 geschlossene Ehe zwischen seinen Eltern Herzog Sylvius Nimrod und Herzogin Elisabeth von Münsterberg-Oels, der Erbin des Fürstentum Oels, wurde die Grundlage einer fast drei Jahrhunderte andauernden württembergischen Herrschaft in Schlesien. Der Nürnberger Medailleur und Münzstempelschneider Johann Neidhart stand seit 1674 in den Diensten der Herzöge von Württemberg-Oels und schuf für die offensichtlich sehr auf Repräsentation bedachten Fürsten in den kommenden drei Jahrzehnten eine bemerkenswert große Zahl von Münzen- und Medaillen.

Die Rückseite der Medaille zeigt in der oberen Hälfte einen aus einer Wolke herausragenden Arm, der einen Herzogshut in die Strahlen der Sonne hält. In der unteren Hälfte ist ein Polster zu sehen, auf dem ein von Lorbeerzweigen umranktes Szepter liegt. Die zweizeilige, links oben beginnende und vollständig ausgeschriebene Umschrift lautet: EBERHARDUS BARBATUS EX UTROQUE IMMORTALIS DER HATT DIE HERZOGS WURDE BRACHT 1495. 21. JULI UND TUBINGEN BERUHMT GEMACHT 1477. 3. JULI. Unter dem Polster sind schließlich Prägeort und Prägedatum der Medaille genau benannt: OLS, SILESIORUM. 1677.

Mit der Rückseite der Medaille wird der ferne Vorfahr Eberhard im Bart (1445-1496) gewürdigt, der ihr zu Folge aus zwei Gründen unsterblich geworden ist: die Erlangung der Herzogswürde am 21. Juli 1495 - und damit die territoriale Festigung Württembergs -, sowie das "Berühmtmachen" Tübingens. Das genaue Datum 3. Juli 1477 konkretisiert, dass mit dem "Berühmtmachen" die Gründung der Tübinger Universität gemeint ist. Das eigens angegebene Prägedatum lässt das Jubiläum erkennen und verweist auf den Anlass zur Ausgabe der Medaille.

Im Kontext der reichen Medaillenausgabe nicht nur des Sylvius Friedrich, sondern der Schlesischen Seitenlinie der Württemberger überhaupt, scheint es, dass das 200-jährige Jubiläum der Universität Tübingen vor allem zum Anlass genommen wurde, eine weitere Medaille zum Ruhm des eigenen Stammhauses herauszugeben. So wurde auch die Festigung des Andenkens an die großen Leistungen Eberhards im Bart der eigenen Legitimation dienstbar gemacht.



Portrait

Vom Tante-Emma-Prinzip zur Selbstbedienung

Mit dem eben bezogenen Neubau an der Ammer kann die Tübinger Universitätsbibliothek ihren Service deutlich verbessern. Jede Menge Freihandregale und längere Öffnungszeiten am Ausleihe-Schalter sparen wertvolle Studienzzeit.



Soll bis zum Jahr 2010 ausreichend Platz bieten: der dreifingrige UB-Neubau an der Ammer.

Tübinger Wilhelmstraße 32, im Herbst 2002: Kaffeeduft liegt in der Luft. Erwartungsvoll steigt der Besucher der Tübinger Universitätsbibliothek (UB) die Treppen zum ehemaligen großen Lesesaal hoch und weiß bald, woher der Wind weht: Wo einst die von Warteschlangen blockierte Bücher-Ausleihe- und Rückgabe war, ist nun ein kleines Café eingerichtet, in dem man die aktuellen Tageszeitungen lesen kann. Bis heute ist das noch Zukunftsmusik. Aber vermutlich würde sich unser fiktiver UB-Besucher über diesen neuen Service freuen. Ebenso wie UB-Chef Dr. Berndt von Egidy, der damit und mit vielen anderen Verbesserungen ab kommendem Herbst einen "Riesensprung in der Benutzungsqualität der Tübinger UB" erreichen möchte.

Wachstum geht weiter

Möglich wird dieser Sprung durch den Neubau an der Ammer. Er ist der vorläufig letzte Abschnitt des damit auf fünf Gebäude verteilten, zentralen universitären Bibliothekslebens. Die Geschichte der einzelnen Gebäude mit dem Bonatz-Bau (1912), dem Hauptgebäude mit dem Magazinbau (1963), der Zweigstelle auf der Morgenstelle (1974) und dem Anschluss der alten Waschhalle (1990), zeugt vom stetigen Wachstum einer der drei größten Universitätsbibliotheken des Landes.

Und sie wird weiter wachsen - trotz Internet und elektronischer Medien. Eine ernsthafte Konkurrenz für das gute alte Buch kann das World Wide Web nicht sein. "Mindestens 80 Prozent des heutigen Buchangebots werden auch weiterhin in Buchform erscheinen", ist sich UB-Chef Egidy sicher. Deshalb hat man in der Tübinger Wilhelmstraße schon weiter gedacht. Bis zum Jahr 2010 steht die räumliche Planung: Wenn der jetzige Neubau dann wieder mit Büchern gefüllt ist, soll sich die UB auf dem Grundstück neben dem Parkhaus in der Brunnenstraße ein weiteres Mal ausdehnen können.

Freihandbestand erhöht

Was leistet der Neubau neben der räumlichen Erweiterung für den täglichen UB-Betrieb? "Wir gehen weg vom Tante-Emma-Prinzip hin zur Selbstbedienung", bringt Egidy die für die Benutzer wichtigste Serviceverbesserung auf den Punkt. Denn von nun an können 40 Prozent des aktuellen neuen Buchbestandes frei zugänglich angeboten werden. Bisher lagerten 90 Prozent der insgesamt 3,3 Millionen Bände der UB in Magazinen. Eines davon eine ehemalige Fabrikhalle in Derendingen, wo ein Teil des Bestandes seit 1980 mehr schlecht als recht untergebracht war. Dieses Notmagazin konnte jetzt aufgelöst werden und sein Inhalt - es handelt sich dabei um weniger häufig genutzte Bücher - wurde in die unteren zwei Stockwerke des Neubaus eingelagert.

Den ehemaligen Lesesaal findet unser UB-Besucher umgebaut und frisch herausgeputzt. Die Lesetische fehlen. Dafür gibt es im Ein- und Ausgangsbereich neu installierte Verbuchungstheken. In einer Nische liegen die Magazinbestellungen zur Abholung bereit. Sie sind nach den Nummern der Leseausweise geordnet. Der Saal enthält außerdem zahlreiche Freihandregale mit der gesamten Lehrbuchsammlung. Die Freitreppe zur Galerie, bisher auf der rechten Seite, wurde zur besseren Nutzung der Galerie nach links verlegt.

Gespannt setzt der UB-Gast seinen Weg über eine verglaste Brücke über die Ammer in den dreifingrigen Neubau fort. Der Anblick, der sich ihm dort bietet, lässt die kühnsten Träume wahr werden: Wohin das Auge blickt frei zugängliche, übersichtliche Regale mit Lesestoff aller Art. Keine umständliche und zeitaufwändige Bestellung mehr. Der eifrige Student muss nur noch zugreifen und wird fündig - falls sein Wunschtitel nicht gerade ausgeliehen oder verstellt ist. Vielleicht setzt er sich mit seinem Fund in eine der extra angelegten Nischen am Fenster, die mit ihren acht bis zehn Arbeitsplätzen eher die Atmosphäre eines Studierzimmers als eines UB-Lesesaals vermitteln. Oder er hat sich bereits vorher eine der 90 Carrels reservieren lassen, um dort allein oder mit Kommilitonen zusammen zu arbeiten. Diese Einzelkabinen bieten auch PC-Arbeitsplätze, an denen auf Datenbanken zurückgegriffen oder mit CD-ROM's gearbeitet werden kann.

Längere Ausleihe

Wenn es auch Studierende geben soll, die dem Großraumbüro Lesesaal nachtrauern, wie UB-Chef Egidy zu Ohren gekommen ist: Die kleinen Arbeitsnischen bieten eine ruhigere Arbeitsatmosphäre. Dies sorgt für eine bessere Nutzung des Angebots und senkt das Ausleihvolumen. Personaleinsparungen wird es durch das Selbstbedienungsprinzip allerdings nicht geben. Es müssen dann zwar weniger Bücher aus dem Magazin herausgesucht werden, andererseits fällt neue Arbeit an: Die frei zugänglichen Regale werden manche dazu verführen, sich Bücher durch Verstellen zu reservieren. Da heißt es öfter mal aufräumen.

Richtig hübsch findet es unser Student im sechsten Stock des Gebäudes. Dort, auf der Galerie, lässt es sich mit Blick ins Ammertal studieren. Der Bau besitzt keine Klimaanlage. Das ist für Bücher und Leser günstiger. Damit es im Sommer nicht zu heiß wird, hat man die Fenster nach Süden extra klein gehalten. Für frische Luft sorgt regelmäßig eine Umluftanlage. Damit's schön leise ist, gibt es überall Teppichboden.

Trotzdem, es ist schon 19.30 Uhr, und der neugierige UB-Gast möchte seinen Fund lieber in aller Ruhe zu Hause studieren. Darum geht er zurück in den ehemaligen Lesesaal zur Ausleihverbuchung. Bislang war die Ausleihtheke bereits um 16.30 Uhr geschlossen, jetzt können bis 20 Uhr Bücher ausgeliehen und zurückgegeben werden. Wird erst einmal die ehemalige Waschhalle, die den Zeitschriftenlesesaal beherbergt, mit einer zweiten Brücke mit dem Neubau verbunden sein, soll die Ausleihe sogar bis 22 Uhr möglich sein: "Dann sind wir landesweit führend was den Service angeht", bemerkt Berndt von Egidy stolz.

Bis es soweit ist, muss aber erst die Finanzierung der zweiten Brücke zur Waschhalle gesichert sein. Bei allen Unsicherheiten steht fest: Die Schätze der Tübinger UB zu erobern, wird in Zukunft vom Wintersemester 2002 an soll es soweit sein deutlich schneller gehen.

Gabriele Förder

Die UB in Zahlen

Die Tübinger Universitätsbibliothek (UB) beherbergt auf einer Hauptnutzungsfläche von 27 150 Quadratmetern derzeit 3,3 Millionen Bücher. Davon zählen eine Million zum Altbestand; 900 000 Bände gehören zu den fünf Sondersammelgebieten Religionswissenschaft, Theologie, Alter Orient, sowie Südasien/Indologie. Zu diesem Bestand kommen 10 000 laufende Zeitschriften. Es gibt Bücher in 180 verschiedenen Sprachen. Im vergangenen Jahr belief sich der Etat auf insgesamt 6,4 Millionen Mark. 27 000 Personen sind registrierte Entleiher der UB, in der 165 Mitarbeiter beschäftigt sind. Pro Jahr werden an die 900 000 Bände ausgeliehen. Rund 65 000 Anforderungen aus der Fernleihe gibt es jährlich, was die UB zu einer der fernleihestärksten Universitäten Baden-Württembergs macht.

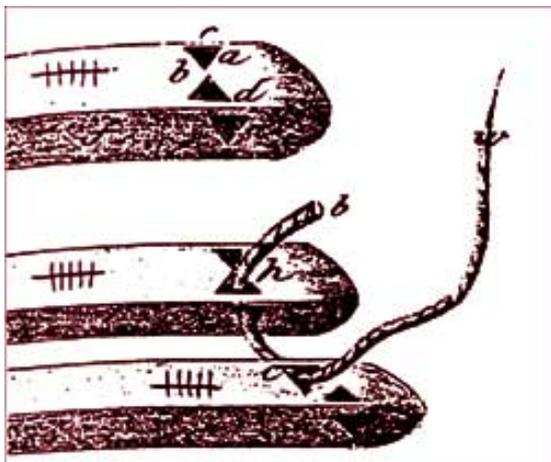
Unigeschichte

Neckarflößerei und Universitätsgründung



Tilmann Marstaller, M.A. ist Bauforscher und Mittelalterarchäologe. Er promoviert im Rahmen eines DFG-Projekts zum Thema »Haus und Umwelt« am Institut für Ur- und Frühgeschichte und Archäologie des Mittelalters.

Warum wählte Graf Eberhard im Barte 1477 gerade Tübingen als Standort für die neue Universität? Tübingen war der einzig mögliche Ort für das geplante (Großbauprojekt) Universität. Den Beweis für diese Behauptung liefern die Fachwerkkonstruktionen der ersten Universitätsgebäude - und die Tatsache, dass die Universitätsstadt am Neckar liegt.



Darstellung von Wied-löchern zur Floßholzeinbindung aus dem 18. Jahrhundert.

Das Jahr 1477 stellt für Tübingen einen Wendepunkt dar. Zuvor eine zwar wichtige, für die Sache Württembergs aber nicht entscheidende Landstadt, mutierte sie mit der Gründung der Universität durch den in Urach residierenden Grafen Eberhard im Barte nicht nur zu einer Metropole der Wissenschaft. Vielmehr wandelte sie sich (wieder) zu einem Herrschaftszentrum im südlichen Teil der geteilten Grafschaft Württemberg und galt nach der Wiedervereinigung Württembergs 1482 als zweite Landeshauptstadt.

Eberhards Entscheidung für Tübingen erklärte man bislang vor allem durch die Bedeutung Tübingens als größte Stadt des Landesteiles und der dort vorhandenen Infrastruktur.

Eine Schlüsselrolle bei der Gründung der Tübinger Universität spielte seine Mutter, Mechthild von der Pfalz (1419-1482). Als sie sich 1452 mit Erzherzog Albrecht VI. von Österreich vermählte, wurden ihr die Herrschaft Hohenberg und Besitzungen am oberen Neckar als Wittum und Morgengabe verschrieben. In Rottenburg am Neckar bezog sie unweit von Tübingen ihre (fürstliche) Residenz .

Die mit Hilfe Mechthilds gelungene Verlegung des Stiftes Sindelfingen, die Papst Sixtus IV. am 11. Mai 1476 genehmigte, bildete die

wirtschaftliche Bedingung für die Gründung der Hochschule. Sie besagt aber auch, dass die Entscheidung zu Gunsten von Tübingen zu diesem Zeitpunkt bereits gefallen war.

Fachwerk als historische Quelle

Als 1986/87 der große Baukomplex der Universitätsbauten Münzgasse 22 und 24 bis 28 saniert wurde, nutzte man die Gelegenheit zu einer Datierung der Fachwerkkonstruktionen mit Hilfe der Dendrochronologie. Diese Methode beruht auf der Bestimmung der Fälldaten von Hölzern anhand der charakteristischen Ausprägung ihrer Jahresringe. Da in aller Regel Bauhölzer ohne Zwischenlagerung verbaut wurden, ermöglichen die jahreszeitgenauen Fälldaten eine indirekte Datierung der Bauerrichtung.

Die Auswertung der aus dem Dachwerk von Münzgasse 22 entnommenen Proben ergab Fälldaten im Winter 1476/77 sowie am Sommeranfang 1477. In denselben Zeitraum weisen die Proben aus dem Fachwerkgerüst des rechtwinklig zu Münzgasse 22 errichteten Fachwerkbaus Münzgasse 24 bis 28 mit Fälldaten von Winter 1475/76 bis Winter 1476/77. Demnach entstanden beide Hauskonstruktionen in einem Zuge, noch vor dem vermeintlich ältesten bestehenden Gebäude der Universität, der Alten Burse von 1478/80. Im Oktober 1477, als die ersten Vorlesungen begannen, waren sie bereits weitgehend fertiggestellt. Graf Eberhard hatte mit der praktischen Umsetzung seiner Gründung keinen Moment gezögert. Im Gegenteil: Die Fälldaten der Bauhölzer, die zeitlich überwiegend vor der öffentlichen Bekanntmachung der Universität am 11. März 1477 liegen, zeigen an, dass der Graf bereits Vorsorge getroffen hatte - das Bauholz lag schon bereit, um unverzüglich mit den Bauarbeiten beginnen zu können.

Bauholzprobleme

Betrachtet man die Größe der Gründungsbauten unter dem Aspekt des Baumaterials, wird deutlich, welche ungeheure Menge an Bauholz beschafft werden musste: Allein für das Gebälk und die Dachkonstruktion der Alten Burse - einem zwei- beziehungsweise vierstöckigen Bau mit viergeschossigem Dachwerk, der sich bei 13 Metern Breite auf eine Länge von über 52 Metern erstreckt - waren mindestens 460 Stämme bzw. Stammteile von etwa 15 m Länge erforderlich.

Erfahrungen hatte Graf Eberhard bereits zuvor beim Bau des 35 Meter langen und 18 Meter breiten Fruchtkastens gesammelt. Dessen Bauholz wurde in den Wintern 1473/74 und 1474/75 geschlagen. Bei den Eichenhölzern für das Tragwerk des Hauses konnte der Graf auf seine eigenen Forstbezirke im Schönbuch zurückgreifen. Wesentlich größere Probleme bereitete die Beschaffung der etwa 260 langen geradwüchsigen Hölzer, die den 18 Meter breiten Bau überspannen und einen fünfgeschossigen Dachaufbau ermöglichen konnten. Eichenhölzer kamen hierfür nicht in Frage, da geradwüchsige Stämme mit über 15 Metern Länge im Baumbestand die Ausnahme bilden.

Den gestellten Anforderungen konnten praktisch nur Nadelhölzer gerecht werden. Im Baumbestand des mittelalterlichen Schönbuch waren diese Holzarten jedoch selten. Es blieb vermutlich nichts anderes übrig, als die Tannen für den Bau des Fruchtkastens aus großer Entfernung herbeizuschaffen. Die hohen Kosten, die der Transport einer solchen Menge an Bauholz über Land verursachte, dürften Eberhard hinsichtlich der geplanten Großbauprojekte in seiner Meinung bestärkt haben - Tübingen war nicht nur ein möglicher, vielmehr der einzig mögliche Standort für die neue Hochschule. Denn die topographisch äußerst günstig gelegene Stadt besaß gegenüber der Residenzstadt Urach einen entscheidenden Vorteil: Tübingen lag am Neckar, der sich zur Flößerei eignete. Nur sie konnte den raschen und zugleich kostengünstigen Transport der erforderlichen Holzmengen gewährleisten. Und mit den Nadelholzwäldern am Oberlauf des Neckars stand eine reichhaltige Rohstoffquelle zur Verfügung. Nichts lag für Eberhard also näher, als im Zuge seiner Vorbereitungen den Neckar als Baustofftransportmittel zu nutzen.



Das Haus Münzgasse 22 war im Oktober 1477, als die ersten Vorlesungen an der Universität Tübingen begannen, bereits vollendet. An einem Stichbalken ist ein Wiedloch zu erkennen. Es stammt vom Einbinden der Holzstämmen in die Flöße, auf denen das Bauholz für die Universitätsbauten aus den Nadelholzwäldern am Oberlauf des Neckars transportiert wurde.

Neckarflößerei lebt wieder auf

Die Flößerei auf dem oberen Neckar von Horb nach Rottenburg ist erstmals 1431/32 erwähnt. Am 17. Oktober 1458 wurde die Flößerei - von Sulz aus - erstmals vertraglich zwischen Österreich, Württemberg und der Reichsstadt Esslingen geregelt. Wegen der im mittleren Neckarraum offenbar noch weit ins 15. Jahrhundert hinein ausreichenden Vorräte an Eichenholz, hatte der Vertrag von 1458 keine wesentlichen Auswirkungen auf das Baugewerbe. Im dritten Viertel des 15. Jahrhunderts kam die Flößerei sogar vollständig zum Erliegen.

Der Bedarf änderte sich schlagartig mit dem großen Vorhaben Eberhards, was am 27. August 1476 zur Erneuerung des alten Flößereivertrages führte drei Monate bevor der päpstliche Segen zur Gründung der Universität erteilt wurde! Die entscheidende Rolle spielte dabei Eberhards Mutter Mechthild. Sie hatte Zugriff auf die österreichischen Besitzungen entlang des oberen Neckars und siegelte dementsprechend im Flößereivertrag von 1476 an erster Stelle als "Ertzhertzogin von Österrich".

Großbaustelle Tübingen

Die praktische Umsetzung dieses Vertrages ist an allen Gründungsbauten der Universität erkennbar: An zahlreichen Bauhölzern

finden sich sogenannte Wiedlöcher, die vom Einbinden der Holzstämmе in die Flöße stammen. Die Lage der Universitätsgebäude in unmittelbarer Nähe zum Neckar wird in diesem Zusammenhang ebenfalls verständlich. Mit der gewachsenen Bedeutung und den neuen Möglichkeiten der Bau- und Brennholzversorgung erlebt Tübingen in den folgenden drei Jahrzehnten einen regelrechten Boom. Von der Großbaustelle Tübingen des ausgehenden Mittelalters künden noch heute über 60 Wohn-, Zweck-, Sakral- und Sozialbauten in der Tübinger Altstadt.

Der Gründung der Universität Tübingen ging ein logistisches Meisterwerk ihrer Urheber voraus. Nur durch den Weitblick und das Organisationstalent des Landesherrn Eberhard und den Einflussmöglichkeiten seiner Mutter Mechthild konnte die Gründungsidee derart rasch verwirklicht werden. Die Wiederaufnahme der Neckarflößerei bildete dabei die praktische Voraussetzung und war zugleich einer der ausschlaggebenden Faktoren bei der Wahl Tübingens als Gründungsort. Bereits 1482, im Jahr der Wiedervereinigung Württembergs, waren sämtliche Universitätsbauten vollendet, sodass eine Verlegung der Universität nach Stuttgart nicht mehr in Frage kam.

Neue Gesichter

Peter Ruth

Auf die C 4-Professur für Pharmakologie und Toxikologie wurde Peter Ruth an die Fakultät für Chemie und Pharmazie berufen. Er trat die Nachfolge von Prof. Hermann Ammon an.

1958 in Heidelberg geboren, studierte Ruth Pharmazie an der ETH Zürich und der Universität Heidelberg. 1985 promovierte er in Heidelberg mit einer Arbeit über »Molekulare Grundlagen der Beeinflussung des Ca²⁺-Einstromes am Herzen durch Ca²⁺-Kanalblocker«.

1988 setzte Ruth seine Arbeiten über die molekulare Struktur von Ca²⁺-Kanälen an der Universität des Saarlandes fort, bevor er an die TU München wechselte. Dort habilitierte er sich 1994 und wurde 1996 zum Professor für Pharmakologie und Toxikologie ernannt.

In Tübingen wird Ruth die in München begonnenen Forschungen mit transgenen Mäusen fortsetzen. Bei diesen Mäusen wurden systematisch bestimmte Gene ausgeschaltet, die dafür verantwortlich sind, dass die durch Botenstoffe ausgelösten Signalkaskaden weitergeleitet werden. Diese NO/cGMP-Signalkaskaden spielen eine wichtige Rolle bei vielen physiologischen Vorgängen, etwa bei der Blutdruckregulation oder bei den Prozessen, die mit Gedächtnisleistungen und Lernprozessen einhergehen.

Ruths Grundlagenforschung zur funktionellen Aufklärung der Signalkaskade könnte einmal zum Einsatz wirksamerer Medikamente führen dafür sind aber jahrelange weitere, auch industrielle Forschungen nötig.

Hans-Joachim Eckstein

Zum Wintersemester wurde Hans-Joachim Eckstein auf die C 4-Professur für Neues Testament II an die Evangelisch-Theologische Fakultät berufen. Er kehrte damit als Nachfolger von Peter Stuhlmacher an seine frühere Wirkungsstätte zurück.

Geboren wurde er 1950 in Köln. Das Studium der evangelischen Theologie führte ihn nach Erlangen und Tübingen. Nach Schuldienst und Vikariat promovierte er in Tübingen über den Gewissensbegriff bei Paulus. Als wissenschaftlicher Angestellter und Pfarrer der evangelischen Landeskirche im Hochschuldienst lehrte und forschte er weiterhin an der Universität Tübingen, wo er sich 1994 über »Verheißung und Gesetz eine exegetische Untersuchung zu Gal 2,15 - 4,7« habilitierte.

1994 wurde ihm der Landeslehrpreis verliehen. Rufe nach Essen und Aachen lehnte er ab und ging 1995 als Professor für Neues Testament an die Universität Heidelberg.

Seine Forschungsschwerpunkte waren bisher die Anthropologie bei Paulus und ein Kommentar zum Galater-Brief. Neuerdings beschäftigt er sich mit der Auferstehungsthematik und der Hoffnungsidee in den Evangelien.

Neue Gesichter

Martin Weitz

Auf die C3-Professur für Experimentalphysik wurde Martin Weitz als Nachfolger von Prof. Günther Mack berufen.

1964 in Mannheim geboren, studierte Weitz Elektrotechnik und Physik an der Universität Kaiserslautern. Das Hauptstudium an der Technischen Universität München schloss er 1989 mit dem Diplom in Physik ab.

1992 promovierte Weitz an der LMU München über Arbeiten zur hochauflösenden Laserspektroskopie am Wasserstoffatom und wurde anschließend wissenschaftlicher Mitarbeiter am Max-Planck-Institut für Quantenoptik in Garching. 1993 ging Weitz für über ein Jahr an die Stanford University nach Kalifornien, 1994 kehrte er an das Max-Planck-Institut nach Garching als Gruppenleiter zurück. An der Ludwig Maximilians Universität in München habilitierte er sich 1998.

In seiner Arbeitsgruppe werden auf der Basis von lasergekühlten Atomen Versuche gemacht, die zur Entwicklung von Quantencomputern führen sollen. Solche Rechner wären den normalen Computern gegenüber bei bestimmten mathematischen Problemen im Vorteil, da sie Operationen parallel ausführen können. In den Experimenten der Arbeitsgruppe werden Atome so stark gekühlt, dass sie sich nicht mehr bewegen, und dann in ein Gitter aus infrarotem Licht geladen. In der Arbeitsgruppe sollen ebenfalls mit kalten Atomen Interferenzexperimente zur Messung von Rotation und Gravitation der Erde durchgeführt werden.

Claudia Oecking

Mit Claudia Oecking wurde die C3-Professur für Molekularbiologie der Pflanzen am interfakultären Zentrum für Molekularbiologie der Pflanzen (ZMBP) besetzt.

1963 geboren, studierte sie an der Universität Bochum Biologie und schloss das Studium 1988 mit dem Diplom ab. 1993 promovierte sie mit ihrer Arbeit »Charakterisierung und Reinigung des Fusicoccin-Bindeproteins aus der Plasmamembran von *Commelina communis* L.«. Von 1993 bis 1998 war Oecking wissenschaftliche Mitarbeiterin/ Assistentin und übernahm 1998 die Leitung des Teilprojekts »Biologische Funktion pflanzlicher 14-3-3 Proteine« im Sonderforschungsbereich 480. Im Februar 2001 habilitierte sie sich in Bochum für das Fach Botanik.

Claudia Oecking leitet eine Forschungsgruppe, die sich mit der Wasserstoff-ionenpumpe in der pflanzlichen Zellmembran beschäftigt. Diese Pumpe ist für eine elementare Lebensfunktion – die Aufrechterhaltung des Stoffaustauschs mit der Umgebung – von entscheidender Bedeutung. Sie ermöglicht beispielsweise die Aufnahme und den Transport von Nährstoffen und ihr kommt eine zentrale Rolle in der Regulation des pflanzlichen Wasserhaushalts und der Adaptation an Salzstress zu. Die Arbeitsgruppe um Oecking untersucht die molekularen Mechanismen der Regulation dieser Pumpe. Praktische Anwendungen dieser Forschungen könnten in der Verbesserung von Nutzpflanzen gegen- über Salz- und Trockenstress liegen.

Neue Gesichter

Sergiusz Michalski

Sergiusz Michalski wurde zum 1. Dezember 2002 als Nachfolger von Prof. Elisabeth Kieven auf die C3-Professur für Kunstgeschichte an das Kunsthistorische Institut berufen.

1951 in Warschau geboren, schloss er sein Studium der Kunstgeschichte an der Universität Warschau 1982 mit einer Promotion über »Die reformatorische Bilderfrage in Mitteleuropa 1518-1617« ab. 1984 wechselte Michalski als wissenschaftlicher Mitarbeiter an die Universität Augsburg. Zwischen 1990 und 2001 vertrat er Professuren an der Technischen Universität Braunschweig und an den Universitäten Leipzig sowie Kiel und nahm zugleich Lehraufträge an den Universitäten Fribourg, Zürich, München und Thorn wahr. 1995 wurde seine Habilitation über »Historienmalerei und Theater in Frankreich zwischen Poussin und David« an der Universität Frankfurt am Main angenommen.

Eines seiner Spezialgebiete ist das 16. Jahrhundert, mit dessen Genre-Malerei er sich gerade beschäftigt. Für die Zukunft sind eine Monographie über J.C. David und eine Studie zur Emblematik geplant.

Dieter Kölle

Auf die C3-Professur für Experimentalphysik II wurde Dieter Kölle berufen.

Geboren wurde Kölle 1960 in Merklingen, das Studium der Physik schloss er an der Universität Tübingen mit dem Diplom ab. Von 1988 bis 1992 arbeitete Kölle an seiner Doktorarbeit über »Ortsaufgelöste Untersuchung der Transporteigenschaften von dünnen Schichten aus Hochtemperatur-Supraleitern«. Als Stipendiat der DFG war Kölle von 1992 bis 1994 an der University of California in Berkeley. 1994 kehrte er an das Physikalische Institut der Universität Tübingen zurück. 1996 ging er an die Universität zu Köln, wo er sich 1999 mit einer Arbeit über »Quanteninterferenzdetektoren und Transistoren auf der Basis von Hochtemperatursupraleitern« habilitierte.

In Tübingen wird sich Kölle außer mit Studien über die Eigenschaften von supraleitenden Materialien weiter mit dem so genannten »Ratscheneffekt« beschäftigen. Dieser Effekt beschreibt die Entstehung von gerichteter Bewegung aus ungerichtetem Antrieb allein aufgrund der asymmetrischen Struktur zum Beispiel von Makromolekülen. Solche Bewegungen gibt es auch in der Natur, etwa beim Transport von Proteinen in Zellen. Das Modell dieser Bewegung wurde bei den so genannten SQUIDs, den supraleitenden Quanteninterferenzdetektoren, entdeckt und theoretisch beschrieben.

Michael Heidelberger

Michael Heidelberger wurde als Nachfolger von Prof. Walter Hoering auf die C 4-Professur für Logik und Wissenschaftstheorie ans Philosophische Seminar berufen.

Er wurde 1947 in Karlsruhe geboren und studierte an den Universitäten Heidelberg und München unter anderem Philosophie und Geschichte der Naturwissenschaften. Nach der Promotion 1978 arbeitete er weiter in München, an der Universität Bielefeld und der Universität Göttingen, wo er sich 1989 über »Die innere Seite der Natur. Gustav-Theodor Fechners wissenschaftlich-philosophische Weltauffassung« habilitierte. Weitere Stationen waren die Universitäten Freiburg und Ulm, bevor er 1995 auf eine C3-Professur für Wissenschaftstheorie der Naturwissenschaften und Naturphilosophie an die Humboldt-Universität Berlin berufen wurde.

Die Arbeitsschwerpunkte von Michael Heidelberger sind Geschichte der Wissenschaftstheorie, Philosophie der Kausalität und Wahrscheinlichkeit, Philosophie der Kognitionswissenschaften und Wissenschaftsgeschichte insbesondere Geschichte der Physik und der Psychologie des 19. und 20. Jahrhunderts.

Forum

Ich bin dabei, das neue Heft von attempo! über das Berufsbild des Professors zu lesen. Dass Sie ein solches Thema aufgreifen, finde ich sehr gut, und natürlich ist es richtig und notwendig, ein breites Spektrum zu präsentieren. Allerdings meine ich, dass Sie darauf achten sollten, eitlen Selbstdarstellungen keine Publikationsbühne zu bieten. Den Artikel des emeritierten Kollegen Dyck rechne ich zu diesen Eitelkeiten. Er gefällt sich darin, jedwedes Fehlverhalten, das es gibt, zusammenzuziehen, um aus den Teilstücken einen Musterprofessor zu formen, der in seinem Garten sitzend an seinen üppigen Nebenverdiensten arbeitet. Gegen Karikaturen habe ich nichts, im Gegenteil, doch sie sollten gezeichnet und nicht getippt werden. Eine Karikatur als Artikel zu tarnen, der sich ernsthaft gibt, mag für den Rhetoriker Dyck ein Test sein, was man alles gedruckt bekommt. Dass sich attempo! für diesen Test hergibt, bedaure ich. Als attempo!-Leser und -Autor wollte ich Ihnen das doch sagen.

Prof. Dr. Dieter Langewiesche,
Historisches Seminar

Forum

Da kommt man also nach Tübingen durchaus nicht wegen des besonders attraktiven Angebots, erhält das erste Mal Ihre Zeitschrift und muss sich abermals und so, wie er das schon unzählige Male gemacht hat, von Joachim Dyck beschimpfen lassen. Oldenburger Verhältnisse voraussetzend geht er davon aus, dass Tübinger Professoren in nennenswerter Anzahl am Bodensee wohnten (hat er's jemals überprüft?), vermutet aber gleichzeitig (!), ein normaler Tübinger Professoren-Schreibtisch gehe mit seinem Blick hinaus auf die Schwäbische Alb (hat Dyck jemals die Viertel in Tübingen gesehen, wo der Blick nur über die Kliniken streifen kann?). Auch hat mir, wie Ihr Autor vermutet, noch keine Bank billigere Hypothekendarlehen angeboten, weil ich Professor bin und zerstreut wäre. (Vielleicht liefern Sie in der nächsten Ausgabe den Hinweis auf entsprechende Bankhäuser nach; mancher würde es Ihnen vielleicht danken). Auch wenn das nur eine Stimme ist in dem Mix, den Sie zusammengestellt haben: Das alles ist ärgerlich, überzogen und unseriös.

Prof. Dr. Hans Reinhard Seeliger,
Katholisch-Theologische Fakultät

Unibund

Neu im Unibund

Mira Judith Albus, Rottenburg
Bertram Alda, Tübingen
Ullrich Alter, Tübingen
Franziska Arnold, Tübingen
Werner Auch, Bad Urach
Markus Bauer, Tübingen
Dr. Stefan Bayer, Tübingen
Michael Benes, Tübingen
Joachim Andreas Böttiger, Tübingen
Nadine Bosch, Nürtingen
Jan-Friedrich Brünings, Tübingen
Dr. Albrecht Buchmann, Tübingen
Lilian Chaitas, Tübingen
Géraldine Chavez Quiroga, Tübingen
Mine Demirkaya, Tübingen
Rebekka Dietzel, Tübingen
Prof. Dr. Helmut Digel, Tübingen
Christoph Dudenbostel, Tübingen
Roland Eikemper, Tübingen
Micha Fluhner, Breitenholz
Nicole Frank, Tübingen
Anne-Lotte Friederich, Tübingen
Dr. Andreas Fuchs, Tübingen
Prof. Dr. Hermine-Valeria Gärtner, Tübingen
Karina Gothe, Tübingen
Christian Gottwald, Wurmlingen
Dr. Salvatore Grisanti, Tübingen
Simone Haag, Bodelshausen
Thomas Haditsch, Tübingen
Thomas Härtner, Tübingen
Prof. Dr. Friedrich W. Hesse, Tübingen
Dr. Thomas Hilberer, Tübingen
Charlotte-Dorothea
Hoffmann, Munderkingen
Ulrich Hoffmann, Tübingen
Prof. Dr. Ingrid Hotz-Davies, Passau
Meike Keller, Tübingen
Prof. Dr. Hans-Georg Kemper, Überlingen
Franziska Klug, Neuhausen
Raphael Klug, Tübingen Prof. Dr. Markus Knorr, Krefeld
Katja Kron, Schömberg
Dr. Jürgen-Detlef Kuckein, Remchingen-Singen
Johanne Küenzlen, Mössingen
Andreas Ladenburger, Aalen
Sumali Lingenhöle, Tübingen
Martin Löffler, Tübingen
Barbara Lörcher, Tübingen

Christopher Maslowski, Reutlingen
Stephanie Minkus, Tübingen
Dr. Karin Moser von Filseck, Bodelshausen
Maria Elisabeth Müller, Tübingen
Martina Neuburger, Tübingen
Manuele Pilloni, Tübingen
Stefan Priwitzer, Tübingen
Prof. Dr. Michael B. Ranke, Tübingen
Hans Ray, Schönaich
Deborah Rice, Tübingen
Anne Rügge-meier, Tübingen
Sybille Schmid, Stuttgart
Jonathan Schroth, Tübingen
Ina-Claudia Schüle, Tübingen
Michael Schuppli, Tübingen
Bettina Schweizer, Tübingen
Denis Seric, Tübingen
Petra Sippel, Tübingen
KatrIn Spitzbarth, Mössingen
Ernst Strassacker KG, Süssen
Christian Swoboda, Tübingen
Cherif M. Sy, Tübingen
Kathrin Tordasi, Sindelfingen
Karin Vetter, Tübingen
Susanne Vollmer, Tübingen
Alexandra Walz, Tübingen
Claudia Warth, Tübingen
Sandra Wassilewski, Tübingen
Stefan Wassmann, Tübingen
Matthias Werner, Tübingen
Dr. Gabriele Widmann, Mannheim
Dr. Albrecht Wiedenmann, Esslingen
Kathrin Würz, Tübingen
Ute Wohlleben, Tübingen
Judith Wurm, Tübingen
Anita Zakel, Balingen
Jens Ziegler, Tübingen
Melanie Ziller, Tübingen

Unibund

Universitätsbund aktiv in der Weiterbildung

Kennen Sie eigentlich die Weiterbildungsangebote der Universität? In Verbindung mit dem Universitätsbund werden jährlich mehr als 100 Kurse und Seminare speziell für Berufstätige in Kompaktform angeboten. Und es entsteht jedes Semester ein dichtes Studium generale-Programm von Vorlesungsreihen und Vorträgen für alle Interessierten innerhalb wie außerhalb der Universität. Die Mitglieder im Universitätsbund sind herzlich zum Besuch dieser Veranstaltungen eingeladen!

Hier ein kurzer Einblick in die berufsbegleitenden Seminarangebote: Der Themenbereich Kommunikation und Führung, umfasst in diesem Jahr u. a. Seminare zu Rhetorik und Präsentation die freie Rede, erfolgreiche Verhandlungsführung oder effektive Mitarbeiterführung.

Andere Themenbereiche aus der berufsbezogenen Weiterbildung betreffen psychologische und psychotherapeutische Verfahren, instrumentelle Analytik, Umgang mit radioaktiven Stoffen und ionisierender Strahlung und eine breite Palette von Verfahrenstechniken in Medizin und Naturwissenschaften.

Auch umfangreiche berufsbegleitende Weiterbildungsgänge in Block- form finden statt. Hier nur ein aktuelles Beispiel: Soeben hat eine Weiterbildung in Mediation und Konfliktmanagement begonnen, die in zehn Kompaktseminaren im Verlauf von zwei Semestern Mediatoren und Konfliktmanager am Zentrum für Konfliktmanagement ausbildet (s. dazu »Studium und Lehre«).

Anders ist die Zielrichtung im Studium generale. Dieses Programm umfasst vorwiegend abendliche Vorlesungsreihen und Vorträge in wöchentlicher Folge, zumeist zu aktuellen oder wichtigen fachübergreifenden Themen. Die Hörerinnen und Hörer kommen aus der Stadt und dem Umland, aber natürlich ebenso aus der Universität selbst.

Dies kann nur ein kurzer Auszug aus dem Angebot sein; vollständige Informationen erhalten Sie bei der Abteilung Wissenstransfer der Universität, Tel. 07071/2976439, Fax 295101, email: wit@uni-tuebingen.de sowie auf den Internetseiten unter <http://www.uni-tuebingen.de/wit>.

Impressum

Gedruckte Ausgabe:

attempo! ist die Zeitschrift der Eberhard Karls Universität Tübingen und der Vereinigung der Freunde der Universität Tübingen e. V. (Universitätsbund). Sie wird herausgegeben vom Rektor der Universität.

Erscheint zweimal jährlich zu Semesterbeginn. ISSN: 1436-6096.

attempo! im Internet: URL: www.uni-tuebingen.de/uni/qvo/

Redaktion: Michael Seifert (MS, verantwortlich), Janna Eberhardt (JE), Gabriele Förder (FÖR), Maximilian von Platen (MvP), unter Mitarbeit von Uta Müller-Koch und Katja Schade (Praktikantinnen).

Adresse: Wilhelmstr. 5, 72074 Tübingen,

Tel.: (0 70 71) 29-7 67 89, Fax: (0 70 71) 29 - 5566,

e-mail: [michael.seifert \[at\] uni-tuebingen.de](mailto:michael.seifert@uni-tuebingen.de)

Redaktionsbeirat: Prof. Dr. Jürg Häusermann, Frido Hohberger, Prof. Dr. Herbert Klaeren, Prof. Dr. Joachim Knape, Dietmar Koch, Sigi Lehmann.

Layout: Barbara Kalb

Titelbild und Bildthema; Beratung: Silke Nalbach, Stuttgart.

Namentlich gekennzeichnete Artikel geben nicht unbedingt die Meinung des Herausgebers und der Redaktion wieder.